

DAS
DEUTSCHE HAUS
VON PAUL EHMIG

ERSTER BAND
ZWEITES BUCH

VERLAG VON ERNST WASMUTH A. G. BERLIN W. S.

G. 26

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



10000300136

PAUL EHMIG

DAS DEUTSCHE HAUS

DAS
DEUTSCHE HAUS

SECHS BÜCHER ÜBER ENTWICKLUNG,
BEDINGUNGEN, ANLAGE, AUFBAU,
EINRICHTUNG UND INNENRAUM

VON

PAUL EHMIG

MINISTERIALBAURAT UND VORTRAGENDER RAT
IM GROSSHERZOGLICHEN FINANZMINISTERIUM
ZU SCHWERIN

ERSTER BAND

DIE ENTWICKLUNG DES GESCHICHTLICHEN
DEUTSCHEN HAUSES

ZWEITES BUCH *(Teil)*

BAUERNHAUS UND STÄDTISCHER WOHNBAU

BERLIN 1916
VERLAG ERNST WASMUTH, A.-G.



DAS
DEUTSCHE HAUS

ERSTER BAND

DIE ENTWICKLUNG DES GESCHICHTLICHEN
DEUTSCHEN HAUSES

ZWEITES BUCH

BAUERNHAUS UND STÄDTISCHER WOHNBAU

MIT 115 ABBILDUNGEN



BERLIN 1916
VERLAG ERNST WASMUTH, A.-G.



xxx
302/1
620.04

~~III 15298~~

SECHS BÜCHER ÜBER DAS DEUTSCHE HAUS

INHALT DES ERSTEN BANDES

Die Entwicklung des geschichtlichen deutschen Hauses

1. Buch: Frühzeit, Kloster- und Feudalwohnbau Mit 54 Abbildungen
2. Buch: Bauernhaus und städtischer Wohnbau Mit 115 Abbildungen

INHALT DES ZWEITEN BANDES

Die Entwicklung des modernen deutschen Hauses

3. Buch: Entwicklungsprobleme und Grundlagen:
Vom künstlerischen Charakter des 19. Jahrhunderts. Von den staatsbürgerlichen Grundlagen. Von den Aufgaben der Wohnkultur in Groß-, Mittel- und Kleinstädten. Von den Anfängen einer neuen Baukunst zu Beginn des 20. Jahrhunderts
Mit 50 Abbildungen
4. Buch: Gesinnungswerte und Ziele:
Sozial-monumentale Strömungen und Aufgaben. Die Bedeutung landschaftlicher und stammlicher Eigenart. Individuell-ethisch-aristokratische Strömungen. Erziehungsfragen
Mit 70 Abbildungen

Akc. Nr.

~~1660~~ 49

1586-13-382) 208



III - 306624

INHALTSVERZEICHNIS

Die Entwicklung des geschichtlichen deutschen Hauses

ZWEITES BUCH

| | |
|--|----------|
| Kapitel 6: Vom Bauernhaus | Seite 85 |
| Kapitel 7: Vom städtischen Wohnbau | „ 123 |

Copyright by Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

Gedruckt bei Hermann Klokow in Berlin S.

A. DIE ENTWICKLUNG DES GESCHICHTLICHEN DEUTSCHEN HAUSES.

ZWEITER TEIL. (2. BUCH.)

KAPITEL 6: VOM BAUERNHAUS.

Allgemeine Gesinnungswerte.

Der gewaltige Stoff der Bauernkunst ist namentlich seit Erscheinen der großen Bauernhaussammelwerke vielseitig bearbeitet worden. Schritt auch die reine Kunstwissenschaft fast bis in die jüngste Zeit achtlos an den Denkmälern der Bauernkunst vorüber oder bewertete sie gering, so haben doch eine große Reihe warmherziger Forscher und Volksfreunde gerade dieses den meisten fast unbekanntes Gebiet mit Liebe und innigem Verständnis neuerdings bearbeitet, es seien unter vielen nur Bartels ¹⁾, Mielke ²⁾, Sohnrey ³⁾ mit seinen Mitarbeitern, Schwindrazheim ⁴⁾, Bergner, Jessen und Schulze-Naumburg ⁵⁾ genannt, ganz abgesehen von der großen Anzahl feinsinniger Architekten und Führer der Heimatschutz- und Kunstbewegung, wie der Dresdener Geh. Baurat Schmidt.

Bildet die germanische Frühzeit, der Pfalzen- und Burgenbau eine in sich abgeschlossene Episode der Entwicklung des deutschen Hauses, so spricht das Bauernhaus und seine Kunst, wie das Stadthaus, bis in die Gegenwart hinein eine lebendige Sprache, die zwar sehr vielen unverständlich geworden ist, wie das Volkslied, ja wie die Volkssprache selbst, die aber doch durch ihre Eigenart und Eigenwilligkeit tiefer schürfenden Freunden deutscher Kultur und Kunst Veranlassung gegeben hat und dauernd geben wird, gerade hier nach Entwicklungsfähigem zu forschen. Und Entwicklungsmöglichkeiten finden wir auf Schritt und Tritt. Für unsere Zwecke ist es dabei ganz gleichgültig, ob die Bauernkunst Urtümliches weitergibt, oder nur scheinbar Altes wiederstrahlt, wir wollen nicht kunstwissenschaftlich sezieren, sondern in dem historisch Gewordenen, das wir in Dorf und Land sehen und vor allem schauen, das überraschend belehrende und erzieherisch wirkende Ergebnis herauszufinden versuchen.

Es gibt kein Gebiet des deutschen Wohnbaues, das die verborgenen Kräfte deutscher Volksseele so frisch und hüllenlos zeigt, wie die Bauernkunst, wir können deshalb so vieles nicht von der Form, wohl aber von der stolzen Gesinnung lernen, die das stammliche und familiäre Empfindungsleben, die die verschiedensten fremden Einflüsse volkstümlich verständlich und frei von abstrakten Schönheitsgesetzen künstlerisch verarbeitet.

¹⁾ Bartels: Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. ²⁾ Mielke: Volkskunst, Das Dorf, Das deutsche Dorf. ³⁾ Sohnrey: Kunst auf dem Lande. ⁴⁾ Schwindrazheim: Kunstwanderbücher, Deutsche Bauernkunst. ⁵⁾ Schulze-Naumburg: Kulturarbeiten, Die Entstellung unseres Landes.

Schon hierin liegt eine hohe ethische Bedeutung des Bauernhauses und seiner Kunst. Aber für uns, die uns das hastende Leben der Gegenwart von Ort zu Ort, aus einem Hause, einer Wohnung in die andere treibt, bietet gerade die Bauernkunst in ihren verschiedenen Abwandlungen köstliche Beispiele dafür, welchen tiefgehenden Einfluß die Seßhaftigkeit einfacher Menschen auf die Gestaltung des Wohnbaues ausübt. Auch hier ist die Weiterbildung altererbter Kunstüberlieferung und -Gesinnung vielleicht eine Brücke zur Erfüllung von Zukunftswünschen, die in deutschen Landen wieder die Freude am eigenen Hause herbeisehnen. Der Bauer dokumentiert diese Freude am Besitz oft mit einem gewissen Prunke, aber welcher Unterschied zwischen der Prunksucht der Schloßherren des 17. und 18. Jahrhunderts oder den modernen Parvenue-Erscheinungen der sogenannten Villa oder Mietskaserne. Die Bauernkunst nimmt alles persönlich, kennt kein Kunstdogma und setzt an Stelle kühler Verstandesschöpfung naive Innerlichkeit. Dies Nichtbeachten der sattem bekannten Stilbegriffe erzeugt Frische und Ursprünglichkeit und macht die Bauernkunst zu einem wichtigen Glied des deutschen Geisteswesens. Die naive Vorurteilslosigkeit wird jedoch gezügelt durch eine zähe Beharrlichkeit allem Überkommenen gegenüber. Das Bauernhaus ist mit seinem Inhalt der holz- und steingewordene konservative Begriff deutschen Wohnungswesens, germanischer Eigenart, zähen Partikularismus, stolzen Standesbewußtseins, und sollte darum, wie auch die ältere Stadtkunst einen frischen Jungbrunnen für die in Nüchternheit erstarrte, nur in ihrer Trivialität typische Bauweise unserer Zeit bilden.

Versuchen wir dem Einfluß der kurz skizzierten Gesinnung auf die Kunstsprache etwas näher zu kommen, einer Gesinnung, die auf die Eigentätigkeit oder doch geistige Mitarbeit des Einzelnen hinweist, die aus dem Gemüt, nicht aus historischen Stilbegriffen herausgestaltet und wie jede gute Volkskunst aus Haus und Familie herauswuchs. Gerade weil diese Gesinnung sich bis in unsere Tage, wenn auch verkümmert und vielfach unverstanden erhielt, steht zu hoffen, daß mit ihrer Wiederbelebung Wege zu finden sind, die in die Zukunft führen, denn in der Bauernkunst schlummern die besten Elemente der Volkskunst. Stamm, Familie und Haus hängen im bäuerlichen Wohnungswesen so eng zusammen, daß wir die Entwicklung des Bauernstandes vor weiterem kurz streifen müssen.

Der Bauernstand.

Im Mittelalter wurde der Stand der Bauern selbst amtlich der der armen Leute genannt. Der Bauer war namentlich im späteren Mittelalter und den folgenden Jahrhunderten ein Ausbeutungsobjekt. Doch läuft seine Standesgeschichte, worauf besonders Bartels hinweist, nicht in absteigender Linie zum Tiefstand des 17. und 18. Jahrhunderts, sondern hat ihre Höhepunkte. Aus den gleichberechtigten Genossen, von denen schon Tacitus spricht, deren Leben ganz mit der Natur verwachsen war und in der Sippe aufging, entwickelte sich, was schon früher gesagt wurde, unter den Merovingern die Unfreiheit der Bodenbebauer. Die Könige waren Großgrundbesitzer. Land gab ihnen Macht und mit Land belohnten sie ihre verdienten Würdenträger, die Krieger, Beamten und die Kirche. Dies bereitete den Untergang der Volksfreien vor, sie werden schutzbedürftig, den Lehns Herren gegenüber verpflichtet. Der Bauer wurde in seiner großen Mehrheit ein Höriger. Überall erhoben sich Herrenhöfe, durch Königsbriefe wurde herrenloses Land zur Stärkung der Grundherrschaft verliehen und so entstand geschlossener Landbesitz. Stärkte auch die Kolonisationsarbeit der Franken den Begriff des bürgerlichen Eigentums, so führte dieser Vorgang doch auch wieder zur Zersplitterung, was die Grundherrschaften sich natürlich zum Nutzen machten, so daß sie in den Dorfgemeinden bald das Übergewicht besaßen. Zwölf Prozent des besten Landes war im 9. Jahrhundert im Besitz des Königs, ein viertel bis ein sechstel waren in dieser Zeit eingeforstet, das länderebedürftige Lehnswesen blühte, so daß die Entwicklung eines freien Bauernstandes völlig unterbunden war. Der Herren- oder Frohnhof bildet den Mittelpunkt des dörflchen Lebens. Bis in die Hohenstaufenzeit hinein wurde, wenn möglich, die ganze Dorfgemeinschaft in Abhängigkeit gehalten und nur an den Grenzen in Altsachsen, Altfriesland und in den Alpen-

ländern hatte sich ein Überbleibsel der alten freien Markgenossenschaft erhalten. Die Unterschiede zwischen Freien und Hörigen wurden immer geringere und aus dieser Mischung entstand die einheitliche Masse der Grundholden, die deutschen Bauern. Im 11. Jahrhundert hat der Bauer erblichen Besitz, freilich auch die drückenden Lasten der Frohndienste, zu denen später die Abgaben in Geld, die Beden, traten. Doch insofern wurden die Zustände der Grundholden erträglicher, als sich an Stelle der Markgenossenschaften Hofgenossenschaften gebildet hatten, die auf Einschränkung des Herrenrechtes hinzuwirken suchten.

Mit mancherlei Einschränkungen besaß der Bauer im 13. Jahrhundert eine gewisse Freiheit, es ist nach dem Tiefstand der Entwicklung um das Ende des 9. Jahrhunderts im 13. Jahrhundert ein Höhepunkt zu verzeichnen, der auch in der Kolonisation des Ostens, die ohne deutsche Bauernkraft unmöglich gewesen wäre, zum Ausdruck kommt.

Die Familie wird Trägerin des bäuerlichen Lebens und dies begründet wohl auch den Beruf des Bauertums zur Volkskunst. Das Hauptverdienst der bäuerlichen Familie wird nicht dadurch geschmälert, daß sie wohl nicht in dem Maße selbst produzierte, wie begeisterte Volksfreunde irr tümlicherweise annahmen. Nicht Hausfleiß und formale Schöpferkraft sind das für unsere neuzeitliche Entwicklung Vorbildliche, sondern die Gesinnung, welche ererbte Tradition, Fortschritt und fremden Einfluß mit dem Reiz des Individuellen, des Persönlichen durchdringt.

Wie die Größe der Bauernhöfe nach den verschiedenen Grundherrschaften im 13. Jahrhundert verschieden war, so ist anzunehmen, daß auch die verschiedenen Typen des Bauernhauses und der Hofanlage in dieser Zeit entwickelt waren. Bergner meint sogar, daß die Ausbildung und Differenzierung durch Stammestypen schon im 10. Jahrhundert abgeschlossen gewesen ist, denn die Kolonisatoren brachten ihre festen Bauwohnheiten überall mit. So bleibt für die scharfe Sonderung und Klärung der Stammestypen die Zeit der Kodifizierung der Volksgesetze bis zu den Ottonen. Denn dort finden wir ein ziemlich einheitliches Bild des Wohnbaues, den Hof mit zahlreichen getrennten Sonderbauten für alle einzelnen Bedürfnisse.

Die bäuerlichen Gemeinden erfreuen sich in dieser mittelalterlichen Blütezeit einer ziemlichen Selbständigkeit. Es ist da besonders die Teilnahme am Gericht sehr wichtig, wozu die Verwaltung einer Reihe von Gemeindeämtern und sonstige öffentliche Pflichten kamen. Dorffeste und Freude am Genuß stellten sich überall ein und mögen auch in künstlerischer Beziehung den Grund zu der Bautradition gelegt haben, die wir nach den uns aus späterer Zeit überkommenen Denkmälern der Bauernkunst voraussetzen müssen.

Die Blüte im 13. Jahrhundert ging bald zu Ende, eine ganze Reihe sozialer und politischer Verschiebungen wirkten nachteilig auf eine aufwärtsstrebende Entwicklung des Bauernstandes. Die Forderungen an den Bauernstand wurden aber trotzdem immer höher und rücksichtsloser. Fortwährende Fehden und Kriege verhinderten eine ruhige Entwicklung und schließlich nehmen die Bauernschindereien der fürstlichen Beamten und Grundherren derart überhand, daß in weiten Gebieten die Bauernaufstände ausbrachen, die schließlich zu den furchtbaren Bauernkriegen führten. Mit dem Aufkommen des römischen Rechtes wurde dem Bauern die Teilnahme an der Rechtsprechung genommen, die für seine Charakterbildung, für die Entwicklung seiner persönlichen Selbständigkeit und seines Mannesstolzes so bedeutungsvoll war. Alle andern Stände traten ihm immer nur fordernd mit brutaler Rücksichtslosigkeit gegenüber, nahmen ihm das Recht, über Fragen der Gemeindeverwaltung mitzureden und raubten ihm jegliche Interessenvertretung. Die Selbsthilfe der Bauernkriege führte zu keiner sozialen Besserung, die Strafen der siegreichen Gewalten waren unmenschlich, die Zahl der umgekommenen Bauern soll zwischen 50—100 000 schwanken. Das 17. und 18. Jahrhundert bringt den größten wirtschaftlichen und sozialen Tiefstand der Bauern mit sich.

Und doch deuten gerade aus dieser Zeit viele der uns überkommenen Denkmale der Bauernkunst darauf hin, mit welcher Zähigkeit der Bauernstand trotz der Kriegswirren

und der Übergriffe der Grundherren sich fremden kulturellen Einflüssen gegenüber mit eigener Gestaltungskraft in bezug auf Haus und Hof durchzusetzen wußte. Es kommen hier nicht nur Landgebiete in Frage wie die freie Schweiz oder die abseits liegenden Marschengegenden Hollands und Frieslands, die im Segen länger dauernden Landfriedens sich stetig entwickeln konnten. Auch im kriegszerrissenen deutschen Land zeigt sich die Hinneigung, von den schlichten Nutzformen zu der lebensfrohen Kunst der Renaissance überzugehen, obwohl die Leibeigenschaft in strengster Form geübt wird, da der Ritter, der seit dem 16. Jahrhundert aus dem unstäten Krieger zum erblichen Gutsherrn geworden ist, durch den Frohndienst den Bauern zum leibeigenen Arbeiter herabzudrücken sucht. Überall spottet man über den Bauern, nicht einmal frei heiraten durfte er. Zwangsdienste wurden mit Gewalttätigkeit von ihm gefordert. Der Besitz zerstückelte sich bis zur Zwergwirtschaft, auf dessen nachteiligen Einfluß Gustav Freytag, Riehl und andere eindrucksvoll hinweisen.

Nach dem 30 jährigen Kriege rissen die Edelleute das herrenlose Gut an sich, das Land ward zu Vorwerken der Güter gemacht, die Fronen überstiegen alles bisher Dagewesene. Zu dem Zwangsgesindedienst tritt die Gebundenheit an die Scholle, die Heiratsunfreiheit. Die Zeit des Bauernlegens begann. Moritz Arndt schreibt, daß noch in seinen Tagen eine Reihe von Dörfern verschwunden sei und daß die Bewohner als arme heimatlose Leute vertrieben wurden oder auf fremden Höfen dienen mußten. Ja ganze Dörfer wurden auf Spekulation verkauft, große Höfe wurden aus ihnen gemacht und diese dann wieder verkauft. Natürlich gilt all das Vorhergesagte nicht ganz allgemein. Gerade Arndt wiederum zitiert den Reichsfreiherrn von Stein, der große Unterschiede in der Erfüllung ritterlicher Pflichten unter den Edelleuten macht und gegenüber den hinterpommerschen und ähnlichen Zuständen sagt, „bei uns am Rhein und in Westfalen haben die Bauern solches Geschlecht nicht aufkommen lassen.“ Noch 1806 schreibt Albrecht von Thaer: „Das Übel liegt in der gegenwärtigen Verfassung, die den Bauern immer ärmer, stumpfsinniger und träger macht.“

Es ist das Verdienst des Staates, endlich Wandlung geschaffen zu haben. Wohl hat es eine Reihe von Fürsten in früherer Zeit gegeben, denen die Bedeutung eines kräftigen Bauernstandes vor Augen stand, aber ihre reformatorische Tätigkeit scheitert nur zu oft an dem Widerstand der Großgrundbesitzer und an dem Bürokratismus der Beamten, die tiefer einschneidende soziale Schäden mit papierenen Verordnungen zu bessern suchten und von denen schließlich ein Teil, als dem Landadel angehörig, dem Ernst der Sache nur mit halbem Verständnis gegenüber stand. Die vollständige Durchführung der Steinschen Gesetzgebung währte in Preußen bis 1850, im Rheinlande wurde die Leibeigenschaft erst 1817 und 1818 aufgehoben, in der sächsischen Oberlausitz erst 1832, in Bayern gibt es heute noch uralte Lasten.

Einfluß städtischer Handwerkskunst.

Wenn auf diesem düsteren geschichtlichen Hintergrund das deutsche Bauernhaus und deutscher Bauernhausrat trotzdem in selbständiger, eigenartig künstlerischer Gestalt erscheinen, so ist dies einfach staunenswert und wird nur etwas verständlicher dadurch, daß ein Kulturfaktor vorhanden war, der das Bauerntum in wunderbarer Weise förderte. Diese Förderung geschah, wie so oft bei kulturgeschichtlichen Entwicklungen, durchaus nicht in der selbstlosen Absicht zu helfen, worauf wir schon hinwiesen, sondern in der Absicht, eigenen Vorteil zu erhalten. Der deutschen Stadtkraft ist es vorbehalten geblieben, immer wieder Kultur und Kunst auf das Land zu tragen. Selbständige deutsche Bauernkraft aber, und das ist der springende Punkt in der Entwicklung, verarbeitete sie auf ihre Weise.

Der Einfluß der Städte ist ein vielseitiger und kommt hierbei besonders das Handwerk, die Handwerkskunst und der Handel, namentlich seit dem Übergang zur Geldwirtschaft, in Betracht. Hierdurch entwickelt sich der Verkehr, der städtische und fremde Einflüsse auf das platte Land trug und der, mit dem Anwachsen der Städte und den Bevölke-

rungsverschiebungen, auch auf die ländliche Bodenpolitik sehr bestimmend einwirkte. Der Verkehr erleichtert weiter der Technik und Industrie auch bei der ländlichen Bevölkerung immer mehr Absatzgebiete zu gewinnen. Technik und Industrie haben es schließlich um das Ende des 19. Jahrhunderts versucht, die alte tüchtige Bauernkraft, die bisher in bewunderungswürdiger Selbständigkeit das vorzüglich ausgewählte und mit Bedacht aufgenommene städtische Kulturgut selbständig verarbeitete, zu vernichten.

Der Handwerker spielte schon in früherer Zeit eine Rolle im Leben des Bauern, namentlich seit das Handwerk durch Übergang von der Geistlichkeit auf die Laienwelt einen Aufschwung erlebte. War auch in frühesten Tagen der Bauer sein eigener Baumeister, so wuchs doch die Bedeutung des Handwerkers mit den Ansprüchen, die gerade die städtische Kultur im Dorfe förderte. Waren es zu Anfang und noch im 16. Jahrhundert auch meist wandernde Dorfhandwerker, vor allem Zimmerleute und solche für andere schwere und gewisse Fachkenntnisse voraussetzende Arbeiten, so genügten später Hausindustrie und Hausfleiß nicht mehr, namentlich als man mit Beginn der Renaissancezeit ein höheres Bedürfnis nach Schmuckformen hatte. Der überwiegende Einfluß des städtischen Handwerkers begann. Aber die vermutliche Richtigkeit der Tatsache, daß der Bauer der späteren Zeit die Kunst seines Hauses im Äußern und Innern nicht selbst geschaffen hat, sondern durch den städtischen Handwerker schaffen ließ und ihm zahlte, ändert nichts an deren Wert. Mit vorbildlicher Bau- und Kunstgesinnung wurde der landfremde und städtische Einfluß durch Geltendmachung volkstümlicher Überlieferung, durch persönliche Einflußnahme der Auftraggeber auf die Herstellung fortdauernd und immer wieder eigenartig verarbeitet.

Das Dorf war noch immer eine abgeschlossene Welt und die dörflichen Handwerker, der „unehrliche Müller“, der Bäcker, der Schmied, der Rademacher standen, schon weil sie meist von der Herrschaft direkt abhängig waren, nicht in dem Ansehen, daß der eigenwillige Bauer ohne persönliche Anteilnahme ihnen Arbeiten in Auftrag gab und ihnen überließ, sie nach freiem Ermessen zu gestalten. Der Einfluß der städtischen Handwerker wurde in mancher Hinsicht auch abgeschwächt, weil für die wichtigsten Wirtschaftsgegenstände der Dorfhandwerker allein zuständig war und auch in manchen Fragen, z. B. bezüglich des Wetterschutzes besser Bescheid wußte als der Städter. Man verhielt sich auch ablehnend gegen die Massenherstellung des städtischen Handwerkers, weil die Billigkeit des Materials und der Arbeitskräfte dem Dörfler es erlaubte, riesige für alle Ewigkeit gebaute Möbel sich anzuschaffen, die auch durch Inschriften und Symbole einen direkt persönlichen Charakter erhalten. Der Haß der städtischen Zunfthandwerker gegen die Dorfhandwerker ist bekannt, trotzdem darf der Anteil der Stadt an der Verbesserung der Technik und bei Übernahme städtischer Schmuckmotive nicht unterschätzt werden. Auch Übernahme städtischer Gewohnheiten und Moden haben besonders bei der Gestaltung des Mobiliars dem städtischen Handwerker direkt und indirekt Gelegenheit zum Einfluß gegeben, indirekt hauptsächlich dadurch, daß manches Möbelstück, da das Stadthaus hierzu zu eng wurde, auf das Land wanderte. Dies hatte zur Folge, daß an Stelle der festen Wandfächer, Wandschränke usw. bewegliche Möbel traten, wodurch der Bauer in nächste Berührung mit neuen Techniken kam, z. B. der Intarsia und der von den Holländern übernommenen bunten Malereien, ganz abgesehen natürlich von den veränderten Konstruktionsmethoden. Aber diese freistehenden Möbel, Öfen und andere Inventarstücke erhielten wie die Volkstracht bei ihrer Nachbildung bald ein eigenes Leben oder sie verkümmerten, wurden immer mehr vereinfacht und mögen so wohl nicht selten Anlaß gegeben haben, uralte Traditionen in ihnen zu vermuten.

So ist die Bauernkunst schöpferisch, weil sie die städtischen Einflüsse der Renaissance volkstümlich verständlich machte. Wenn man bedenkt, welchen Einfluß die Entwicklung des Herdes und namentlich für das oberdeutsche Haus die des Ofens auf die ganze Gestaltung des Hauses selbst hatte, so muß z. B. dem städtischen Töpfer, der dem Dorf die reiferen Konstruktionen an Stelle der primitiven Feuer- und Wärmestätten schenkte, eine ganz hervorragende Bedeutung für den ländlichen Hausbau zugestanden

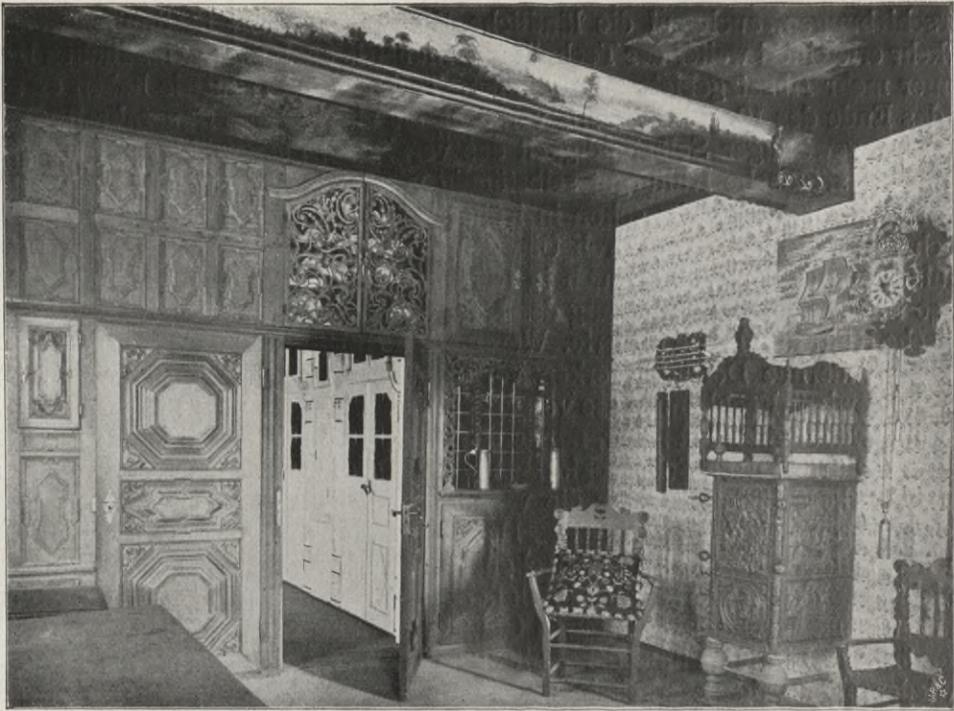


Abb. 55 Peselstube aus der Wilstermarsch, jetzt Museum zu Altona¹⁾

werden. Vielleicht geht es zu weit, die prunkvollen und reichen Ausstattungen der Wohnräume, z. B. der Pesel der Marschenbauern — Abb. 55 — einfach als städtische Kunst anzusprechen, wie auch die bestaunten oberbayerischen Malereien in Mittenwalde, Oberammergau und anderen Orten, aber es wird immerhin sehr schwer sein, den Anteil der ländlichen Kunst an diesen reichen Arbeiten festzustellen und mit Gewißheit zu erklären, daß erstgenannte von allem Anfang für das Bauernhaus bestimmt waren und nicht vielleicht für das Bürgerhaus. Jedenfalls haben sie, wie z. B. der Pesel im Hause des Markus Swin, städtische Künstler geschaffen, deshalb ist auch Bergner, Jessen u. a. beizustimmen, wenn sie die oberbayerischen Wandmalereien als einen Niederschlag der Virtuosen städtischer Malkunst der Barockzeit bezeichnen, die mit Volkskunst nichts zu tun haben und die nur die Harmonie der Gebäude stören. Gerade diese bewunderten Glanzbeispiele bedeuten ein Überwuchern städtischen Handwerks und städtischer Handwerkskunst und sind vom Standpunkt einer vorbildlichen ländlichen Baugesinnung als Zeichen des Niedergangs anzusehen.

Einfluß von Handel und Verkehr.

Die Unabhängigkeit der Städte ihren Herren gegenüber, die oft Bischöfe waren, kommt mehr noch als durch einen aufblühenden Handwerksstand durch die Erstarkung des Handels zum Ausdruck. Statt der Naturalwirtschaft wird der Geldverkehr eingeführt und mit ihm kommt der städtische Kapitalismus empor, der den Gegensatz zwischen Bürger und Bauer, zwischen Stadt und Land verschärft, die Industrie des platten Landes unterbindet und durch Einführung des Zwischenhandels das Dorfh Handwerk bedrängt. Die Geschäfte des Geldverkehrs begünstigten den Landerwerb der Städte und, wo dies der Fall ist, zeigen die Städte, wie wir schon eingangs bemerkten, dieselbe Verständnislosigkeit für die nationale Bedeutung des Bauern, wie die übrigen Grundherren. Die Menge und Höhe der Aufträge kommt auch dem Handwerker zugute, der in den Städten außer-

¹⁾ Nach Sohnrey, Kunst auf dem Lande (Velhagen u. Klasing, Leipzig 1905).

dem noch Gelegenheit hat, fremde Techniken und Kunstweisen zu sehen und von ihnen zu lernen. Dies wirkt natürlich auf das Land zurück. Das überlegene Handwerkertum erobert mit Hilfe des Zwischenhandels das Land, wozu sich im 19. Jahrhundert eine durch große Verkehrsentwicklung gekräftigte Industrie gesellt, der schließlich die Dorfkunst zu erliegen droht. Durch die Geldwirtschaft werden die Leistungen durch bare Münze abgelöst, eine Abwanderung nach den Städten erfolgt, der Verkehr entwickelt sich immer mehr. Er ist von allem Anfang an von großem Einfluß auf die Gestaltung der ländlichen Siedlungen gewesen.

War Deutschland auch im Mittelalter noch immer arm an Städten und diese verbindende Verkehrsstraßen, so belebt die wenigen großen Straßen ein um so größerer Verkehr. Zunächst leistete er der Abwanderung nach den Städten Vorschub. Die alte Selbsthaftigkeit wurde erschüttert und die Gleichartigkeit der Lebensbedingungen, die die Städte unter sich einander näher bringen, wirkte allmählich auch auf das Land ein. In reich besiedelten Gegenden, wo die Städte nahe beieinander liegen, führte dies, neben anderen Einflüssen, zu direkt städtischen Verhältnissen, so z. B. in der Rheinpfalz, siehe Abb. 56. Der Zusammenhang zwischen Dorf und Stadt wurde immer enger. Im Rheinland sind die Grenzen oft kaum wahrnehmbar. Doch treten die Umbildungen im allgemeinen nicht so gewaltsam und unvermittelt zu Tage wie heute. Die bäuerliche Gesinnung war kräftig genug, um dem ihr Wesensfremden, also Schädlichen der städtischen Kultur zu begegnen. Auch geographische Bedingungen spielen hier hinein. So weist Mielke, dessen umfassenden Arbeiten diese Darlegungen so viel verdanken, darauf hin, daß Norddeutschland ein Durchgangsland gewesen ist, das seine Güter infolge des Handels der Hansastädte nach Norden abfließen ließ. Es erhielt wenig dafür, um wesentlich verändert zu werden, so daß die konservative Richtung der bäuerlichen Bevölkerung auch geographisch begründet ist. Auch hier hat erst im 19. Jahrhundert das Aufblühen der Städte, in künstlerischer Hinsicht jedenfalls, unvorteilhaften Wandel geschaffen.

Ursprünglich war der Hausierer ein Vermittler zwischen Stadt und Land, später führten die Messen und Jahrmärkte den Bauern selbst in die Städte. Es bildeten sich kleine Verkehrskreise, die kulturell von berühmten Städten abhängig waren. Nicht nur auf den Wirtschaftsbetrieb übte die Stadt Einfluß. So hebt sich z. B. die Rinderzucht mit dem Anwachsen der Städte. Eine feinere Gemüsekultur und der Anbau von Pflanzen für die städtische Industrie nimmt nicht nur zu, sondern auch die Dichte der Siedlungen. Der Geschoßbau — Abb. 57 — legt Zeugnis von der aufkommenden Raumbeschränkung ab, die Gebäude selbst werden architektonisch gestaltet. Auch hier sind Schwankungen zu verzeichnen. Ist nach Lamprecht von Anfang des 12. bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts



Abb. 56 Bauernhäuser in Dörrenbach mit überbauter Hofeinfahrt, ca. 1630, im Hintergrund befestigter Friedhof¹⁾

¹⁾ Nach: Das Bauernhaus im Deutschen Reiche (Gerhard Kührtmann, Dresden).

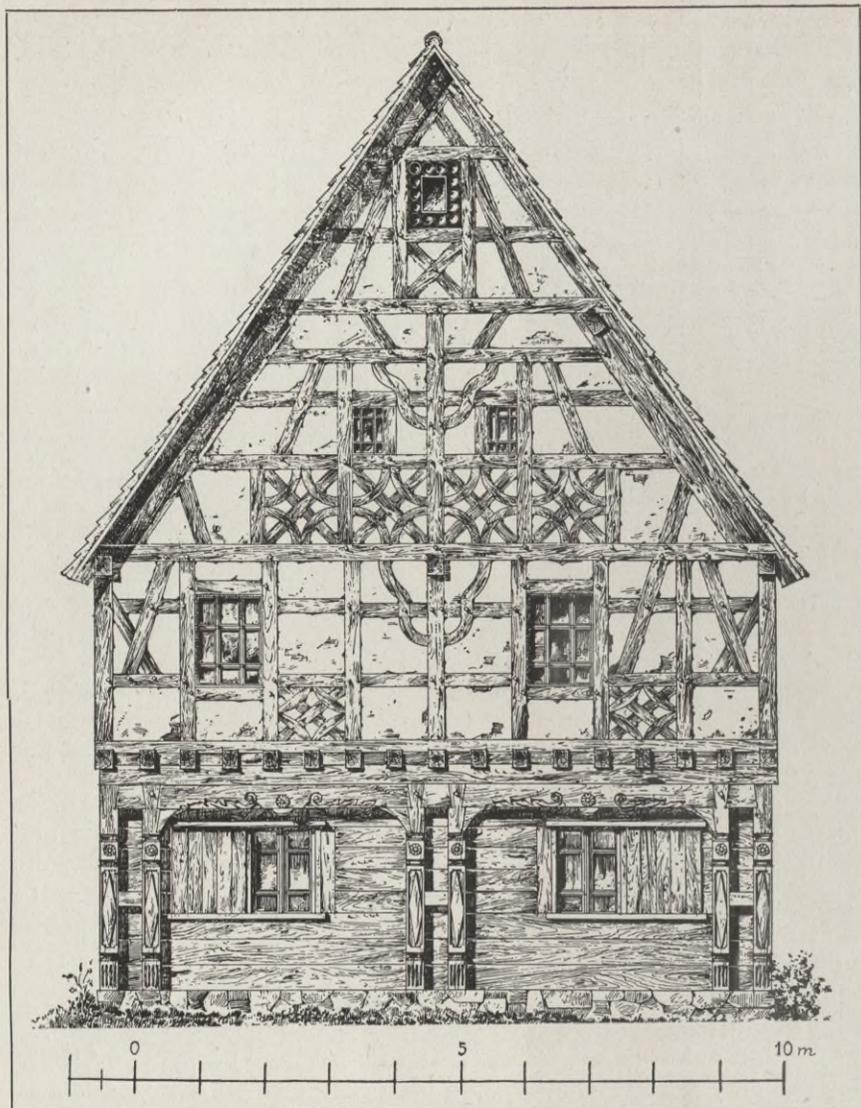


Abb. 57 Giebel in Lehma. Nach: Das Bauernhaus a. a. O.

paßt. Niemals, sagt Jessen, hätte früher ein Bauer ein städtisches Haus auf das Land verpflanzt, wie dies heute fast ausnahmslos geschieht. Wir erwähnten schon, daß der Verkehr die Einzelsiedlungen näher zueinander rückt, doch nie wird das Straßenbild ein städtisches, selbst in den stadähnlichen Dörfern ordnet sich die Straße unter. Der Verkehr beherrscht wohl die Straßen, dringt aber nicht mit großen Ladenöffnungen usw., wie in den Städten, in die Häuser selbst ein. Erst mit dem zunehmenden Eisenbahnverkehr wird auch das ländliche deutsche Haus durch diesen Einbau von Läden und anderen städtischen Bildungen verändert.

Die geographische Verschiedenheit des Landes hemmt oder fördert den Einfluß des Verkehrs. Im zusammengedrängten, eng bebauten Bergdorf windet sich die Verkehrsstraße oft den Bachlauf des Tales entlang, jedes Haus ist dann den fremden Einflüssen viel mehr ausgesetzt, als die versteckt auf den Bergeshöhen liegenden Siedlungen oder die Einzelhöfe. Die Entwicklung zur Stadtähnlichkeit ist viel leichter, es entstehen Platz-erweiterungen, Straßenbiegungen, Einbuchtungen und so jene malerischen Erscheinungsformen, die wir bei alter Städtebaukunst kennen lernen werden. Jedes Haus sucht mit Ausbauten, Verschiebungen und durch die besonders günstige Stellung der Verkehrsstraße so

der Wert des Grund und Bodens um 41 Prozent in die Höhe gegangen, so folgte bald ein Rückschlag, der neben dem städtischen auch die Entstehung eines besitzlosen ländlichen Proletariats bewirkte.

Schon immer haben es Handel und Verkehr versucht, die Beschränkung auf bodenständige Baustoffe aufzuheben, altererbte Arbeitsmethoden zu verdrängen. Aber erst im 19. Jahrhundert wirkte dies auf die Entwicklung des ländlichen Hauses und auf das Bild der Siedlungen zerstörend. In der aller-nächsten Umgebung großer Städte oder an der Küste kommt Modewechsel mehr zum Vorschein, doch werden die Einflüsse immer mit eigener Kraft verarbeitet. Die städtische Kunst wird den ländlichen Verhältnissen ange-

nahe wie möglich zu kommen, während selbst die belebteste Heerstraße der Ebene fast ohne Einfluß auf die Entwicklung des Marschendorfes geblieben ist, das zwar auch zu den Straßendörfern zählt, aber wie Mielke beigeplichtet werden muß, den künstlerischen Höhepunkt eines solchen auf landschaftlicher Grundlage bedeutet.

Der Verkehr vermittelt aber nicht nur direkte städtische Kultur, wie das Überbringen der Fachwerkszierformen seit der Zeit des 16. Jahrhunderts, sondern indirekt auch ausländische Einflüsse, sei es auf theoretischem oder praktischem Gebiet. Namentlich holländischer Einfluß und dadurch Einfluß von Übersee, von China, wird durch den Stadteinfluß in die Bauernkunst getragen, wie ja gerade die Städte es gewesen sind, die den Einzug der Antike durch die Renaissance in die Dorfkunst bewirkten. Doch hier wurde seitens des Bauern jedes Kopieren der Stadtkunst in der guten Zeit vermieden. Man wollte nicht mit Fremdem prunken, wie es noch heute der Schloßbau so gern und rückgratlos tut, man tat zu der städtischen Kunstkultur trotzig und selbstbewußt Eigenes. Man übernahm wohl bessere Materialien oder geschicktere Techniken, aber man verwarf deshalb die gewordene Tradition durchaus nicht, man baute sie nur aus.

Wohl hat es bis in die heutige Zeit Bauernindustrien gegeben, die aus der Hauskunst hervorgingen, so in Friesland die Töpferei und Wollenweberei, im Schwarzwald die Uhrmacherei und Schnitzkunst, aber der eigentliche durchgreifende Einfluß ist immer von der städtischen Industrie ausgegangen. Sie hat mehr hemmend als fördernd auf das Land gewirkt, weil sie den Unterschied zwischen Stadt und Land mit ihrer Gleichmacherei immer mehr verwischte. Vor dem 30 jährigen Kriege war dieser Unterschied gering, weil auch die städtische Kunst bodenständig war, später vertiefte sich der Riß durch die Einführung des Fabrikbetriebes, welcher Absatzgebiete bei ausländischen Völkern suchte und deshalb richtiger zu handeln glaubte, jeden Anklang an volkstümliche Elemente bei seiner Produktion auszuschneiden.

Mit solchen Industrieerzeugnissen suchte die Stadt natürlich auch auf dem Lande neues Absatzgebiet und empfahl kritiklos ihre Allerweltswaren und kümmerte sich in keiner Weise darum, ob die heimatliche Stimmung der Landschaft oder die Baugesinnung der bäuerlichen Käufer darunter litt. Der Formziegel verdrängte landesübliche Baustoffe und in der Folge kamen städtische Architekturmittel auf das Land. Überall trat eine Verschiebung in den Materialien ein, die jede Überlieferung mißachtete und den köstlichen Einklang zerstörte, den ältere Beispiele in Landschaft, Stoff und Formen zum Ausdruck bringen. Diese schroffen Veränderungen der Materialsverwendung erzeugen meist auch eine Verschlechterung des Bauens, und der Zug zum Heimatsfremden, dem Äußerlichen, zum Unsoliden wird noch durch aufdringliche Formen und Farben betont. Und was das Schlimmste ist, nicht nur ihre Erzeugnisse bringt die Industrie in die stillen Dörfer, sie baut sich selbst zwischen den ländlichen Siedlungen an, ohne die Vorbildlichkeit alter Fabrikanlagen zu beachten, sondern in brutalster und gedankenlosester Weise. Zu diesen Beispielen größter Geschmacklosigkeit und Rücksichtslosigkeit treten die Saalbauten der Gasthöfe, die Bauten der Fremdenindustrie und die modernen Arbeiterwohnungen. Auch hier erwies sich, wie gestaltungsarm das ländliche Bauwesen unserer Zeit neuen Aufgaben und Einflüssen gegenüberstand.

Das Verhältnis des Bauern zur Stadt war nie ein gutes und führte zu mancher anderen, wenig schönen Charaktereigenschaft des Bauern, der den Städter durch die bekannte Bauernschläue, wo es nur anging, zu übervorteilen suchte. Das aber ist jedenfalls der Fundamentalunterschied, der sich jedem Schauenden aufdrängt, wenn man den Einfluß der Städte mit Vergangenheit und Gegenwart vergleicht, daß die alte städtische Kultur gewollt und ungewollt viel Anregendes und Wertvolles gestiftet hat, während der Einfluß der Städte heutigen Tages, abgesehen von mancherlei praktischen Vorteilen „stadtgeborener Zivilisation“ immer mehr Opfer von der bäuerlichen Wohnkultur fordert. Und dies begründet sich sowohl für Stadt und Land in dem Mangel jeder selbstbewußten Baugesinnung. Wie bunt und verschieden ist schon das Bild historischer städtischer Kunst und doch wieder welcher Unterschied zwischen ihr und alter Bauernkunst. Schwindraz-



Abb. 58a Haus auf der Borghorst in Altengamme¹⁾

Wesensausdrücke solange nicht zu verteidigen, solange es einen Unterschied zwischen Stadt und freier Natur gibt. Eine kraftvoll entwickelte ländliche Kunst wird immer im Gegensatz zur städtischen Kunst stehen müssen, freilich kann sie es nur, wenn die Stadt selbst stark genug ist, ihre Wohn- und Kunstkultur vor Entartung, vor hohlem Prunk und Schein, vor Plunder und Surrogat zu bewahren, denn in der Stadt wird das Land immer Anregung und Kulturförderung suchen.

Wir werden im folgenden sehen, wie die bauerliche Baugesinnung von der tonangebenden und hervorragenden Stadtkunst, ganz im Gegensatz von heute, immer nur das



Abb. 58b Kratzputz aus Altengamme¹⁾

heim hat Recht, wenn er sagt, daß es bei der Stadtkunst mehr die verschiedene Entstehungszeit, als der Einfluß der Rasse und des heimatlichen Charakters ist, die diese Unterschiede herbeiführt, während bei der Bauernkunst die Entstehungszeit immer erst in zweiter Linie kommt, eine Bestimmung nach Rasse und Stamm jedoch stets leichter ist. Hier wirken zwei ganz verschiedene Gestaltungsarten, die von Stadt und Dorf, und wenn man auch zugeben will, daß der wachsende Verkehr manches ausgleichen muß, so ist ein Ineinanderfließen der künstlerischen

Beste übernahm, das freilich auch in der Stadt, wiederum ganz im Gegensatz von heute, leicht zu finden war. Gerade in dieser Tatsache ist das Vorbildliche für die moderne Entwicklung zu finden, sie bestätigt aber auch, daß die Zustände, wie sie Ende des 19. Jahrhunderts vorhanden waren und zum größten Teil jetzt noch vorhanden sind, mangels jedweder guten städtischen Baugesinnung gar nicht anders werden konnten. So ist es in letzter Linie der Tiefstand der städtischen Baukunst und Baugesinnung, der für die künstlerische Verarmung des Landes verantwortlich gemacht werden muß. Nicht das so erfreuliche Aufblühen der Städte ist eine künstlerische Gefahr für das Land, sondern der völlige Mangel einer vorbild-

¹⁾ Nach: Das Bauernhaus a. a. O.



Abb. 59 Dorfstraße in Boldixum. (Aufnahme von Lind in Wyk auf Föhr¹⁾)

lichen städtischen Wohnkultur. Das zeigt sich z. B. an der der großen Stadt Hamburg so eng benachbarten und doch so selbständigen und eigenartigen ehemaligen Bauernkunst der Vierlande und der Wilstermarsch. Jessen, Schwindraheim u. a. betonen, daß gerade die städtische Kultur den Vierlanden große Vorteile brachte, ein besseres Absatzgebiet für ihre Produkte, bessere Handwerker, bessere Einkaufsgelegenheiten ihres Hausrats, wohlhabende und leidlich aufgeklärte Käufer. Aber trotz unmittelbarer Nähe der Großstadt entwickelte sich wundervoll Eigenartiges — siehe Abb. 58 — in jenen Tagen tüchtiger, in Stadt und Land selbständiger Baugesinnung. Heute finden sich auch dort schon dieselben abgeschmackten Karikaturen städtischer Bauweise, so daß das alte gute Aussehen dieser reichen und schönen Dörfer seit zwei Generationen verdorben wird und man gedankenlos auch das Innere der Häuser, Möbel, Geräte, Schmuck, Stickereien, ganze Wände und Stuben dem Althändler zur Plünderung preisgibt. Manche alte im vollen Schmuck prangende Bauernkirche ist in eine jener öden Allerweltdorfkirchen umgewandelt worden, die nach Anschauung städtischer Architekten und Handwerker als Glanzbeispiele stilvoller Renovierungskunst gelten.

Landschaft und Boden.

Nachdem wir uns nun ein wenig über die Entwicklung des Bauernstandes und die äußeren Einflüsse, die hemmend und gestaltend auf das Leben des Bauern wirkten, klar geworden sind, wollen wir nun versuchen, die Triebkräfte der bäuerlichen Baugesinnung etwas näher kennen zu lernen. Es soll dies nicht an den in vielen Werken geschilderten Einzeltypen der landschaftlich so verschiedenen Siedlungsformen und Bauernhäuser geschehen, sondern, im Geiste Schwindraheims, zusammenfassend.

Da fällt uns zunächst der kluge und praktische Sinn des Bauern auf, wie er die Verhältnisse der Landschaft und Heimatart, des Bodens benutzt, wie er in der guten Zeit fast nur einheimisches Material verwendet und mit welcher scharfen Beobachtungsgabe er auf die Eigenart des Klimas und die in jeder Landschaft so verschiedenen Naturgewalten

¹⁾ Nach Sohnrey a. a. O.

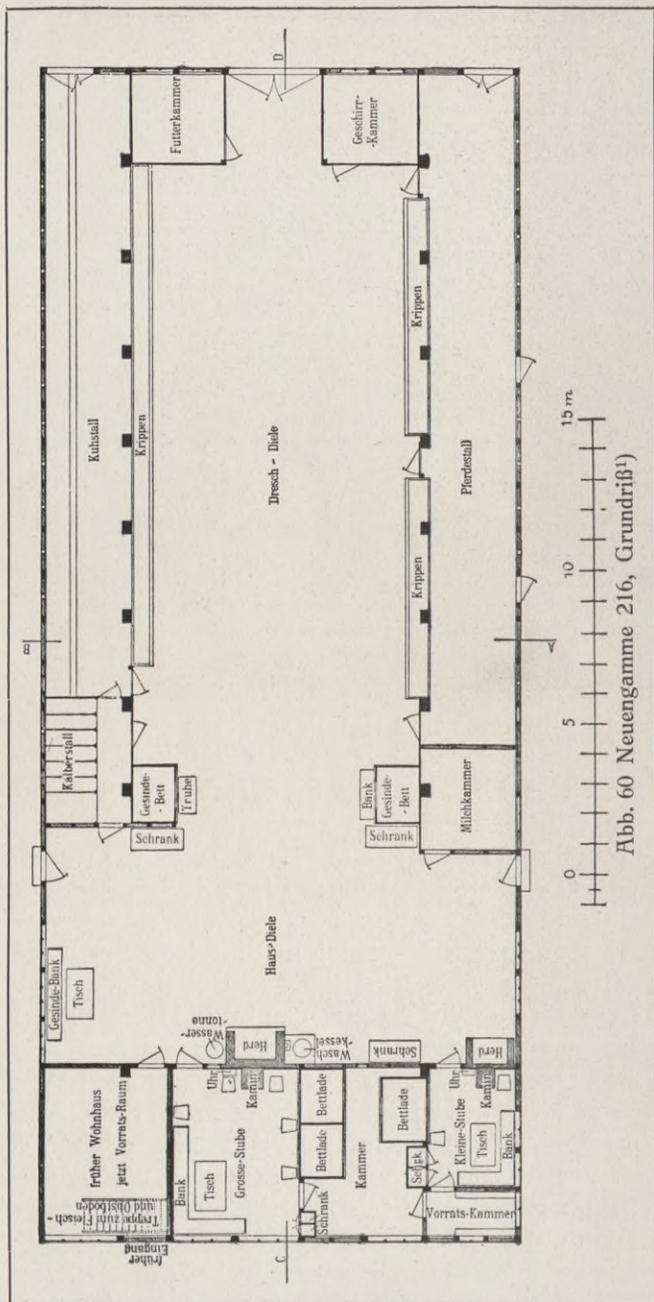


Abb. 60 Neugamme 216, Grundriß¹)

Rücksicht nimmt. Beschäftigen wir uns zunächst einmal mit dem Einfluß, den der Bauer der Landschaft und den Bodenverhältnissen auf seinen Hausbau gewährte, so finden wir sofort eine tiefe Kluft zwischen der Baugesinnung von einst und jetzt. Wohl wurde auch früher das Gesicht der Erde durch die Besiedlung verändert, aber der praktische Sinn des Bauern, aus den Verhältnissen des Bodens und seinen Materialien heraus zu gestalten, führt nie zu gewaltsamer Zerstörung landschaftlicher Eigenart und Stimmung. Robert Mielke, der wohl die feinsinnigsten Beobachtungen über die früher so engen Beziehungen zwischen Kultur und Natur bei den Dörfern gemacht hat, kommt direkt zu ästhetischen Gesetzen der verschiedenen Landschaftsgattungen. Es sei für den, der sich eingehend unterrichten will, besonders auf diese Schriften verwiesen. Es ist ja sicher, daß der Bauer, ebensowenig wie der Städter, bei der Gestaltung seiner Siedlungen von Schönheitsgesetzen ausging, es ist aber für die Gesichtspunkte einer planvollen Weiterentwicklung unserer Wohnkultur gerechtfertigt und notwendig, auch das unbewußt oder aus praktischen Erfordernissen Gewordene auf das künstlerische Schlußergebnis hin zu erforschen. Und es ist bedeutsam, daß uns solche halb unbewußten Unterströmungen, solch frei von ästhetischen Kunstgesetzen Gewachsenes meist mehr Entwicklungsfähiges zeigt, als das schul-

mäßig Korrekte. Solche Züge werden um so leichter zu finden sein, wenn die besondere Eigenart eines Gebietes durch den Eingriff der Menschen unversehrt bleibt oder wenn Landschaft, Stoff und Wohnkultur in Einklang stehen. Der praktische Sinn des Bauern ließ ihn an seinem Wohnhause alles Kleinliche vermeiden, es kamen schon dadurch keine falschen Maßstäbe zur Anwendung, die, wie es heute so oft geschieht, die ländliche Stimmung zerstören. Das Wohnhaus wurde nicht aus seiner Umgebung herausgerissen, sondern paßte sich ihr an, wobei der Bauer wiederum ein kluges Auge für die Wahl seines Hausbauplatzes besaß. Dieser praktische Blick kam der ganzen Dorfgemeinschaft bei der Wahl der gesamten Siedlung zugute. Hierdurch wurde aber gerade jener Lokalzauber

¹) Nach: Das Bauernhaus a. a. O.

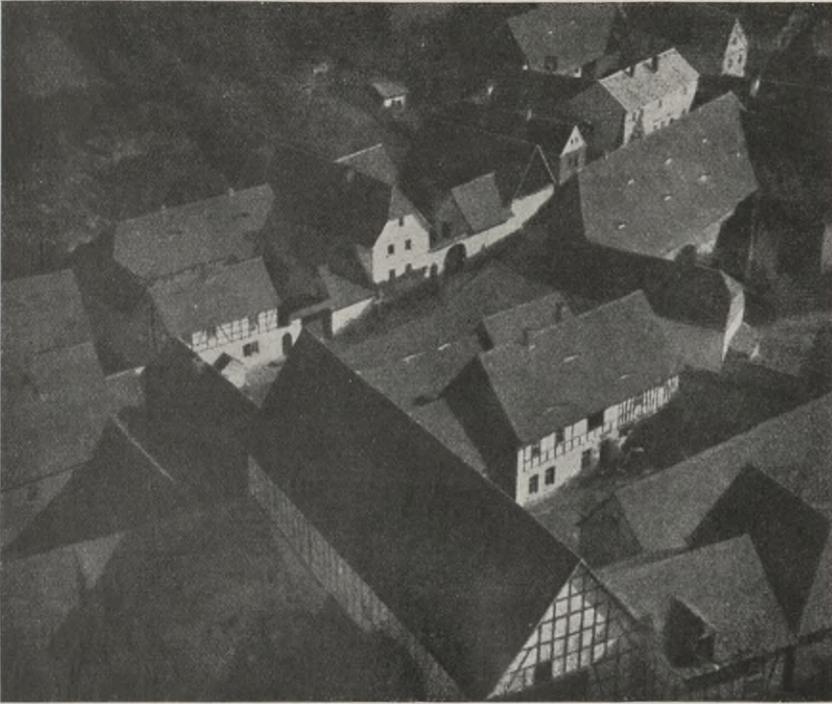


Abb. 61 Mitteldeutsches Dorf¹⁾

der bäuerlichen Kunst gewonnen, der sie, neben der guten alten Stadtkunst zur Trägerin der heimatischen Bauweise macht.

Wie sehr der Charakter der Landschaft die bäuerliche Wohnbaukunst beeinflusst, sehen wir, sobald wir das Bauernhaus in der Ebene und im Gebirge vergleichen. Die praktischen Bedingungen des Ebenenhauses sind ganz anderer Natur, als die des Gebirghauses, auch die Art der Siedlung wird ganz folgerichtig von der Beschaffenheit der Bodengestaltung abhängig gemacht. Immer aber, und auch dies ist wichtig, ist in den Verhältnissen des Aufbaues eines ganzen Dorfes, ob es nun in der Ebene oder im Gebirge liegt, Gleichgewicht vorhanden, die ländliche Stimmung wird bei guten alten Anlagen nie zerstört. Dies wird bedingt durch die Verhältnisse des Hauses selbst, durch seine Höhen- und Breitenentwicklung, durch seine Beziehungen zur Nachbarschaft.

Die urdeutsche Siedlungsform ist der Einzelhof, er findet sich in vielen Gebieten Norddeutschlands, weit draußen im Wattenmeer, aber auch in den engen Tälern, an den Hängen der Berge und in der Einöde des Hochgebirges, was natürlich besonders mit Bodenbeschaffenheit und Ernährungsmöglichkeit zusammenhängt. War es auch für den Bauern entschieden das Idealste, inmitten seines Landes allein zu sitzen, so führte außer anderen Einwirkungen besonders die Beschaffenheit des Bodens von selbst zum Aneinanderrücken. Unzugängliche Sumpf- und Waldgebiete, schroffe Berge, rauhe Hochflächen usw. drängten zu geschlossenem Anbau an Stelle der Streusiedlungen. Haufen-, Straßen- und Reihendörfer — siehe Abb. 59 — entstanden, oft dem Laufe eines Baches, einer Straße, eines Flusses folgend, dort groß, hier klein, je nach der Fruchtbarkeit des Bodens, ursprünglich wie schon Tacitus sagt, mehr den fruchtbaren Tälern oder Höhenlagen der Ebene folgend, immer in Anpassung an die Bodenverhältnisse. Konnten sich Haus und Hof in der Ebene unbeschränkt ausbreiten, so herrscht in bergigen Gegenden nicht selten Bodennot, die Gehöfte werden nur mittelgroß, selten stattlich. Daß die Art und Beschaffenheit des Bodens auch den Hausbau sehr wichtig beeinflusst, ist selbstverständlich, hier herrscht Ackerbau, dort Bergbau, Industrie, Vieh- und Waldwirtschaft, Fischerei usw. vor.

¹⁾ Nach Schulze-Naumburg, Kulturarbeiten: Dörfer (Georg D. W. Callwey, München)

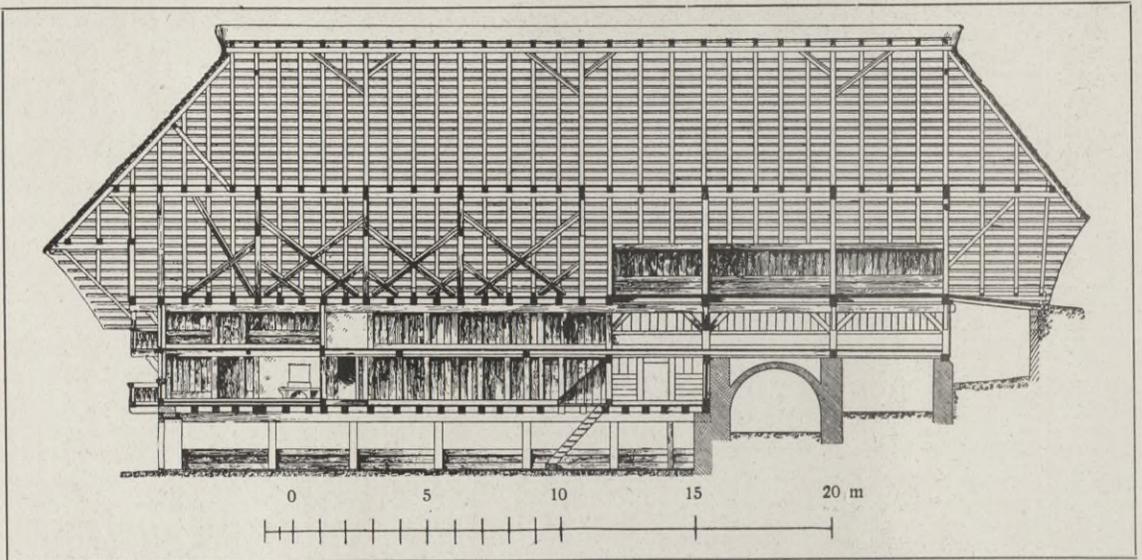


Abb. 62 Bauernhaus in Einbach, vorderer Längenschnitt¹⁾

In der Ebene ist an der bauerlichen Ortschaft, an Haus und Hof, alles breit hingelagert, mehr niedrig als hoch und selbst die Farben stimmen zur gedämpften Landschaft. Übermäßige senkrechte Baumassen würden hart und zu groß in der Luft stehen und die Grundstimmung völlig zerreißen, wie taktvoll paßt sich das niedersächsische und friesische Haus den gegebenen Maßstäben durch das mächtige auf niedrigen Mauern ruhende Dach an.

Das niedersächsische Haus ist selbst da ein ernstes schlichtes Ebenenhaus — siehe Abb. 60 u. 67, wo sich an der Giebelseite eine malerische Architektur entwickelt. Alles bleibt in der Fläche oder krägt nur wenig vor, nirgends ist eine Galerie nach Art der Schweizer-, Oberbayrischen- oder Schwarzwaldhäuser zu finden. „Die Umrisse“, sagt Ratzel einmal von der Ebene, „schneiden scharf von der Luft ab, erhalten dadurch ein stärkeres Relief, werden dadurch aber zugleich von Luft und Licht mildernd umspült.“ Man denke sich in den weiten Ebenen den bewegten Geschoszbau des Gebirghauses und man wird sofort empfinden, wie sicher, wenn auch unbewußt, die bauerliche Baugesinnung die ästhetischen Gesetze der Ebene befolgte.

Die harmonische Zusammenwirkung mit der Natur zeigt sich auch beim oberdeutschen Stockwerkshaus im Gebirge. Selbst das mit Galerien versehene Schweizerhaus will nicht durch Höhenentwicklung mit der großartigen Alpennatur in Wettkampf treten, sondern geht in ihr auf, weil das flache Dach, trotz des Geschosbaues, breite niedrige Verhältnisse der Baumassen erlaubt. Das Stockwerkshaus ist, wie der Übergang von den Einzelsiedlungen zum Dorf durch die engen Verhältnisse, durch die Bodennot des Gebirges bedingt. In den Alpen, aber auch oft da, wo Bergland an Flußläufen sich bricht, finden sich eng zusammengedrückte Dorfformen, was, wie in Rheinhessen, oft zu stadtähnlichen Bildern führt. Daß hierbei, namentlich wenn die Straße sich nach dem Talbach richtet, oft malerische Platzwinkel, Straßeneinbuchtungen usw. entstehen, die die Ähnlichkeit mit städtischen Siedlungen noch mehr erweisen, wurde schon erwähnt. Aber auch der Geschossbau verliert nie das Maßstäbliche, so sehr auch die Lebhaftigkeit der Bodenformation die Gefahr der Unruhe mit sich bringt. Die Verwendung gleicher einheimischer Materialien, dieselben Methoden bei Wetterschutzfragen, dieselben Massenentwicklungen der Gebäude, die gleiche Durchschnittshöhe der Firstlinien bringen Ruhe und Gleichmaß in die bauerlichen Erscheinungen — siehe Abb. 61 —. Andererseits kann man mit Mielke

¹⁾ Nach: Das Bauernhaus a. a. O.



Abb. 63 Hüme, Dorfstraße (Ostende)¹⁾

gerade an württembergischen Dörfern beobachten, wie überaus verschieden die Bodenverhältnisse Haus und Siedlung beeinflussen. Je höher man steigt, je mehr rücken die Siedlungen wieder auseinander, da die vorhandenen Flächen des mageren Bodens nicht genügen, ein ganzes Dorf zu ernähren, ja oft reichen sie kaum aus für die Einzelsiedlungen und ist dann der Bauer, wie im Schwarzwald, gezwungen, zur Hausindustrie überzugehen. So sind die Siedlungen und Hausformen im mittleren Bergland nicht einheitlich, in den großen Hochebenen finden sich dagegen wieder viele Berührungspunkte mit der Baugesinnung der norddeutschen Ebene, wahlverwandte Züge, welche der alte Riehl in seinem „Land und Leute“ besonders hervorhebt, worauf ich noch im 4. Buch kommen werde.

Die altgermanische Baugesinnung, an den Berghängen sich anzubauen, bestimmt namentlich beim Schwarzwaldhaus durch geschickte Ausnutzung der Bodenverhältnisse die ganze Bauanlage. Für die heute so beliebte Einplanung hatte der praktische Schwarzwaldbauer kein Verständnis. Gerade die Unebenheit des Bodens erschien ihm vorteilhaft. Sind breite Täler vorhanden, wie z. B. in Oberbayern, so wird allerdings gern wieder die Talsohle zum Anbau benutzt. Man sehe sich einmal Abb. 62 genauer an und man wird eine Fülle von Anregung finden. Wie der Aufbau eines solchen Hauses aus dem Grundriß herauswächst, zeigt Abb. 78.

Ganz besonders darauf hingewiesen muß noch werden, wie geschickt der Bauer je nach den Verhältnissen seine Straßen baute und sein Haus zu ihr stellte — Abb. 63 —. Im Gebirge ist die Straße naturgemäß oft sehr eng, im Flachland zuweilen außerordentlich breit. Die Bebauung erfolgt beiderseitig von den weitesten Abständen bis zur stadtähnlichen Enge, aber auch oft je nach den Bodenbedingungen einseitig, so an der Innenseite

¹⁾ Nach Bickell, Hessische Holzbauten (Elevertsche Univ.-Buchh. Marburg 1891).

Abb. 64
Lüdingworth
(Hadeln)



Nach
Schwindraz-
heim,
Kunst-
wander-
bücher 5
(Gutenberg-
Verlag
Hamburg
1908)

des Deiches oder am Hange der Berge. Immer sind es praktische Gesichtspunkte, vereint mit stammlicher Veranlagung, die die Stellung des Hauses und namentlich die Frage, ob Giebel oder Traufseite an der Straße liegen sollen, bestimmen. In der Ebene liegt das Haus weit zurück von der Straße, durch Gartenhecken, Zaun oder Mauer getrennt, im Gebirge rücken die Häuser an die Straße heran, durch Bodennot und andere Einflüsse bestimmt und entstehen so mehr architektonische Wirkungen gegenüber den landschaftlichen Bildungen des Ebenendorfes. Oft verschwinden in Mittel- und Süddeutschland die Vorgärten ganz oder rücken neben oder hinter das Haus. Erker und Treppenaufgänge bringen dann den Übergang zur städtischen Erscheinung.

Interessant wäre weiter zu verfolgen, wie das Hineinragen der großen Tieflandsbuchten die Form der Siedlung und Häuser beeinflusste, wie die Anschauungen des Hausbaues der Ebenen mit den Flüssen und Strömen auf- oder abwärtssteigen und oft unterstützt von geologischen Verschiebungen die Hausformen verändern. Doch würde uns dies zu weit führen, hier könnte manche Einzelstudie, Doktorarbeit etc. lebendige Kulturwerte zu Tage fördern. Es sei in diesem Zusammenhang nur an Peßler, „Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung“ erinnert.

Eine große einheitliche Wirkung bringt auch die Liebe zur Baumwelt — Abb. 64 — hervor. Überall findet sich üppige Vegetation und vermittelt den harmonischen Übergang vom Hause zur Natur. Selbst in den stadähnlichen Dörfern, wo der Steinbau oft überwiegt, sorgt eine reiche Berankung der Mauern für ländliche Stimmung. In Bezug auf das Material ist ja gerade der Waldreichtum Deutschlands eine der Grundlagen der deutschen Bauernkunst gewesen. Die Abgeschlossenheit, die Lage und der Friede des Bauerngartens zeugt von einer behaglichen Stimmung und einer Liebe zur Natur, die wir in heutigen Dorfanlagen vergeblich suchen. Die landschaftlichen Vorzüge des Einzelhofes, der zum Schutz und zur Freude des Besitzers mit großen schattenspendenden Bäumen umgeben ist und zu welchem baumbepflanzte Wege, von grünen Hecken eingezäunt, führen, sind bekannt. Vieles von diesen Vorzügen ist noch in die Haufendörfer hinübergerettet worden und sind gerade diese Haufendörfer — Abb. 65 — für die Gartenstadtbewegung unerschöpfliche Fundgruben. Hier ergeben sich auf natürlichste Weise breitere Verkehrsstraßen, schmälere Wohnstraßen bis zu den kleinsten und verschwiegendsten Sackgassen und Plätzen, so daß bei Wiederaufnahme solcher Gedanken für jedes Wohn- und Ruhebedürfnis gesorgt werden kann und die Kosten des Straßenbaues sich auf das

äußerste beschränken. Die ganze Stimmung solcher guten alten Anlagen mit ihren überwachsenen Mauern, ihren Gärten und schattigen Wegen zeigen, wie richtig die Rücksicht auf die nähere Umgebung ist. Uralte Tradition hat von Geschlecht zu Geschlecht bewußt und unbewußt weitergeblüht, denn der Deutsche war „baumfroh“ und grausame Strafen standen auf Baumfrevel.

Das deutsche Bauernhaus ist ursprünglich ein reines Holzhaus gewesen. Dies hat sich im Laufe der Entwicklung, namentlich durch die

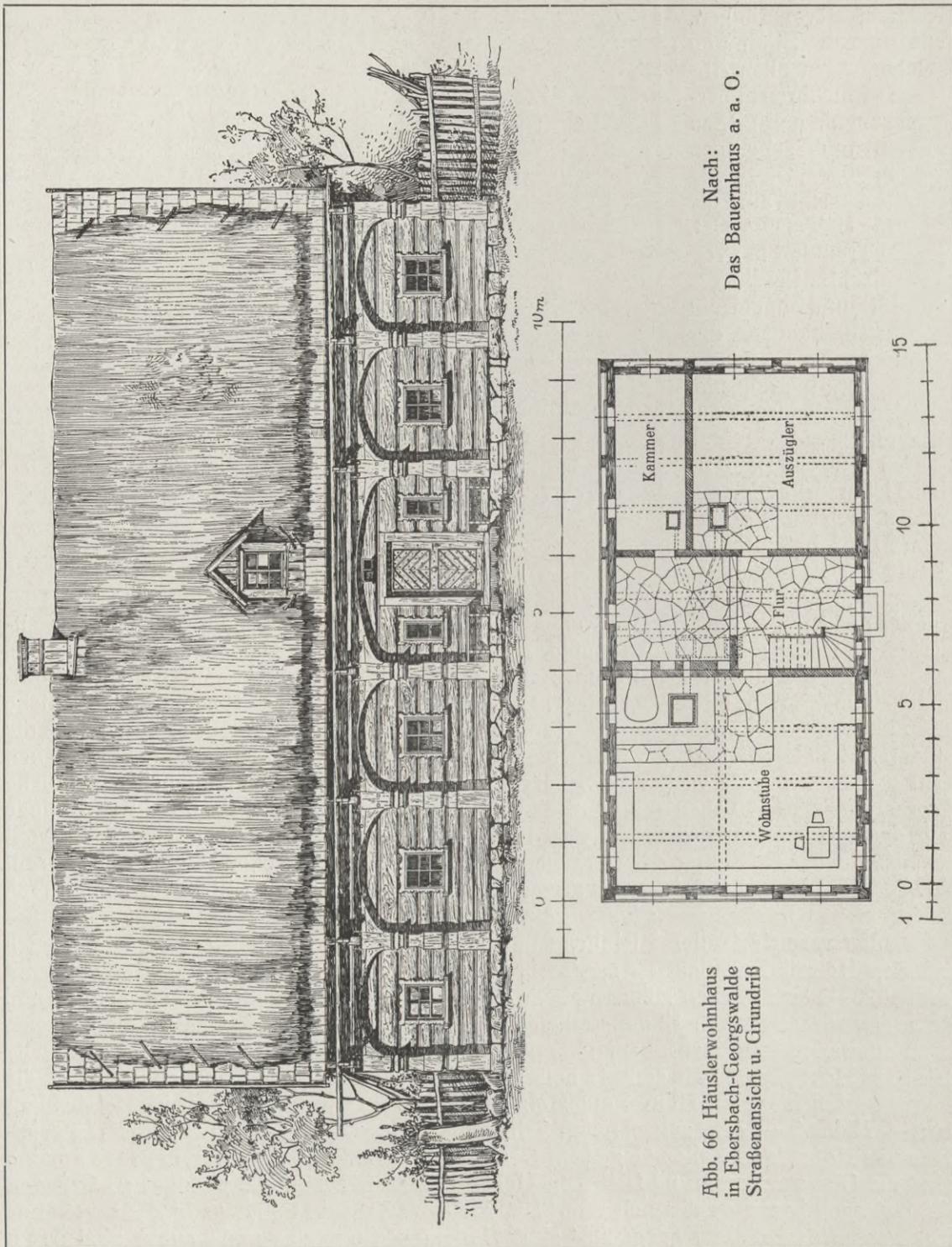


Abb. 65 Geusa bei Merseburg, Haufendorf¹⁾

immer mehr um sich greifenden Rodungen, geändert. Doch wo man Ersatz für das altgewohnte Holzmaterial suchen mußte, suchte man ihn in der Heimat und wenn irgend zugänglich in der allernächsten Umgebung, so daß die Einheit der künstlerischen Gesamterscheinung gewahrt blieb. Und selbst in den stein- und lehmreichen Gegenden ist die Liebe zum alten Holzbau nicht ganz erloschen, so sehr der praktische Sinn des Bauern auch die anderen Baumaterialien verwenden ließ. In Anbauten, an Giebeln und Schmuckteilen tritt das Holz immer wieder gern hervor. Noch die alten Weistümer haben peinliche Vorschriften, nach denen die hölzernen Bestandteile des Hauses nach Zahl und Länge auf das kleinste vorgeschrieben waren und ist diesem Einfluß der Gesetzgebung wohl mancherlei der Erhaltung der Bauernhaustypen zu danken. Schon Plinius weist darauf hin, daß das Holz das nationalste germanische Material war. Der Steinbau kommt erst, selbst in den Städten nur zögernd, als fremdes Kulturgut zur Anwendung.

Man vermeidet alles Kleinliche und Dekorative beim Holzbau, zumal man auch mit den Holzstärken nicht zu sparen braucht, was dem guten alten Fachwerksbau mit seinen 20—30 cm starken Hölzern ein so behäbiges Aussehen gibt. Wie schwächlich und dekorativ wirken die nur 12 cm starken Hölzer an neuzeitlichen Bauten, wo die Gefache, die Fachwerktafeln, fast immer unangenehm vorherrschen. Selbst bei Kirchen wandte man das Holz an und in besonders holzreichen Gegenden scheute man sich fast bis in die Gegenwart nicht, ganze Häuser aus Holz zu bauen, sei es im Block- oder im Holzbohlenbau — Abb. 66 —, dem sogenannten Schrotbau. Außen- und Innentreppe waren ebenfalls von Holz. In fast allen Gegenden Deutschlands, wo Stockwerksbau in Frage kommt, sind die Obergeschosse und Giebel in Holz errichtet, während aus praktischen Gründen die Untergeschosse, namentlich wenn sie, wie beim Schwarzwaldhaus in die Berghänge hineinschneiden, massiv ausgeführt sind. Umlaufende Galerien und Lauben sind durch Holzsäulen unterstützt oder durch Auskragungen hinausgeschoben, sie zeigen die vielfache Verwendbarkeit des Holzes, so besonders schön am oberbayerischen, Schweizer- und Schwarzwaldhause. Reiche Bretterverschalungen und lustige Bemalungen der Türumrahmungen sorgten für Abwechslung. Ganz charakteristische Unterschiede zeigt der

¹⁾ Nach Wuttke, Sächsische Volkskunde (Schönfeld, Dresden 1900)



Nach:
Das Bauernhaus a. a. O.

Abb. 66 Häuslerwohnhaus
in Ebersbach-Georgswalde
Straßenansicht u. Grundriß

norddeutsche und süddeutsche Fachwerksbau auch bei den Bauernsiedlungen. Der norddeutsche Ständerbau mit seiner häufigen Vielfenstrigkeit und seinem reichen ornamentalen Schmuck, wie er namentlich in den Städten auftritt, unterscheidet sich vom süddeutschen „Rahmenbau“ dadurch, daß der Begriff des „Faches“ fremd ist. Schwellen, Rahmen und Eckstiele bilden bei letzterem das Gerüst, in welches Zwischenständer,

Streben, Riegel beliebig und unabhängig von den Deckenbalken hineingestellt werden. Abb. 67 und 68 zeigen dies in einfacheren Beispielen, während im städtischen Wohnbau namentlich noch das dem norddeutschen Ständerbau so außerordentlich charakteristische Vorkragen der Geschosse besonders hervortritt.

Überall herrscht Vorliebe für Holz, so bei den Umzäunungen, draußen auf den Feldern, wie in Gärten und Höfen—Abb. 69—. Selbst auf den Friedhöfen finden sich sinnige hölzerne Grabmale und Grabeinfassungen. Es ist natürlich, daß sich auch die Lust am Schmucke bei dem verhältnismäßig leicht zu verarbeitenden Holzmaterial betätigt und ragt namentlich das fränkische Haus durch Verzierung der Saumschwellen, Ausschneiden der Trägerköpfe, Füllhölzer, Schmuck der Eckpfosten, besonders hervor. Abb. 70 gibt ein charakteristisches norddeutsches Beispiel. Es ist merkwürdig, daß, wie Bergner betont, um 1800 wieder die reine Bedürfnisform des Fachwerks hervortritt, ein sonderbarer Kreislauf zum Ausgangspunkt zurück, doch in viel schwächerer



Abb. 67 Giebel aus Fladderlohausen¹⁾

Auffassung. Auch eine Umwandlung von Fachwerkhäusern in solche mit Mörtelputz wird vielseitig wahrgenommen, hierbei spielt wohl weniger das Bedürfnis nach Schutz, als die Nachahmung von städtischen Erscheinungen eine Rolle. Wollte man Fachwerk, namentlich an den Wetterseiten verkleiden, so verwendete man in holzreichen Gegenden auch wieder Bretter und Schindeln, wo dagegen Ziegeln oder Schiefer gut zu haben sind, werden diese verwendet, manchmal auch beide Materialien zusammen—siehe Abb. 71—.

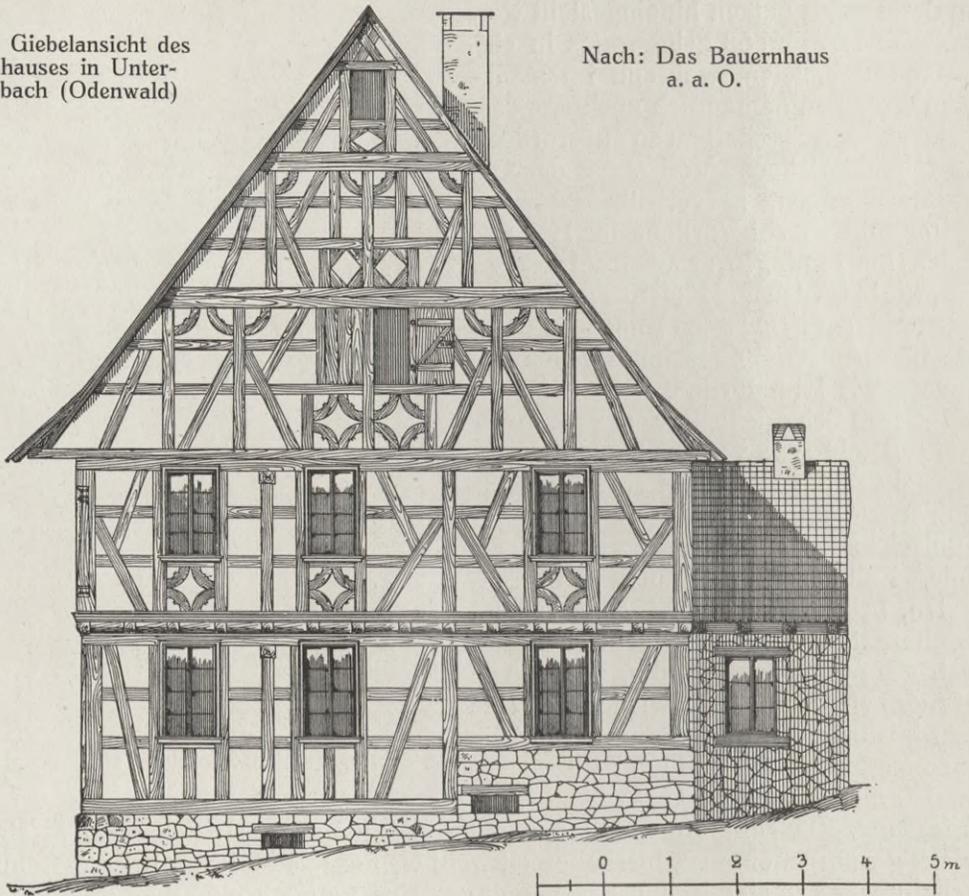
Wo der Steinbau beim Bauernhaus früher zur Verwendung gelangte, da war der Steinbruch oder der Ziegelofen in nächster Umgebung zu suchen, wenn nicht, wie in der norddeutschen Tiefebene, der Bauer für die Gründung seines Hauses die Findlinge oder Raseneisensteine aus dem eigenen Acker grub. Heute trägt eine gewaltige Industrie landfremde Erzeugnisse in Gegenden, wo diese durch die Verdrängung landesüblicher Stoffe nur unerfreulich wirken können. Es hat auch schon früher Gründe gegeben, daß auf den beliebten Holzbau verzichtet werden mußte, so auf den öden unwirtsamen Höhen der Eifel oder an der friesischen Meeresküste, aber wie unterscheiden sich diese Bauten von den nivellierenden modernen Bauernhäusern auf dem Lande. Überall da, wo gutes Steinmaterial vorhanden war, wie in der Würzburger und Nürnberger Gegend, verwendete der praktische Bauer diese Schätze seines Bodens, wie die reichen Lehmlager an der Unstrut und Naab von Anfang an und entwickelte aus ihnen heraus die Bedingungen seines Hauses. Abb. 72 bringt ein Beispiel des Massivbaues aus der Vorderpfalz.

Der charakteristischste und interessanteste Bauteil des Bauernhauses ist das Dach und auch hier zeigt sich, mit welcher Selbständigkeit die bäuerliche Baugesinnung das heimische Material verwendet. Über die Bedeutung des Daches für den Aufbau soll im fünften Buch dieses Werkes noch eingehend gesprochen werden. Vorherrschend war, bis überängstliche Verordnungen eingriffen, das Stroh- oder Schindeldach, beides durch Ge-

¹⁾ Nach: Das Bauernhaus a. a. O.

Abb. 68 Giebelansicht des Bauernhauses in Unterflockenbach (Odenwald)

Nach: Das Bauernhaus
a. a. O.



treidebau und Holzreichtum gegeben. Wo man Dachtraufen überhaupt anbrachte, wie im oberbayerischen Haus, benutzte man wiederum das Holz, in Moor- und Heidegegenden wird die Plagge, das Rohrdach angewandt, Bohlen und Bretter kommen vor und dazu tritt, wo die Verwendung berechtigt und praktisch ist, Schiefer und Ziegel. Zu welchen Meisterwerken die Zimmermannskunst gelangte, zeigen die riesigen Dächer der Eiderstedter Hauberge — Abb. 73 —. Diese riesenhaften Dächer werden von mächtigen, bis 12 m langen Eichenholzständern gestützt, welche die quadratischen Korn- und Heubehälter — F der Abb. 74, hier zweifach aneinander gereiht, — tragen. In diesen Vierkants wurden die Erntevorräte direkt vom Boden bis in den Dachraum gelagert, um dieselben sind Ställe und Tennen angeordnet. Die Wohnräume sind durch Diele (1) und Küche (6) von den Wirtschaftsräumen und dem Vierkant (F) getrennt. Das Ganze ist in quadratischer oder hier rechteckiger Grundrißform umschlossen, wobei es vorbildlich ist, wie geschickt die Wohnräume mit den erforderlichen höheren Umfassungswänden aus der Dachform herausgeschnitten sind, ohne die große Ruhe der Silhouette zu stören.

Auch im Innern des Hauses herrscht das Holz vor, Wände und Decken sind mit ihm überkleidet, selbstverständlich spielt es beim Mobiliar eine große Rolle — Abb. 75 und 76 —, auch Holzgeschirr ist zu sehen und früher, als man die Glasverschlüsse an den Fenstern noch nicht verwandte, wurden sie wiederum durch Holzläden, Weidengeflecht, Holzgitter usw. ersetzt.

Es ist Mielke beizupflichten, wenn er sagt, daß eine schroffe Veränderung des Materials auch eine Verschlechterung der Bauweise mit sich bringt. Dies zeigt wohl am besten die rücksichtslose Verschleppung des Rohziegelbaues nach Gegenden, wo er, wie

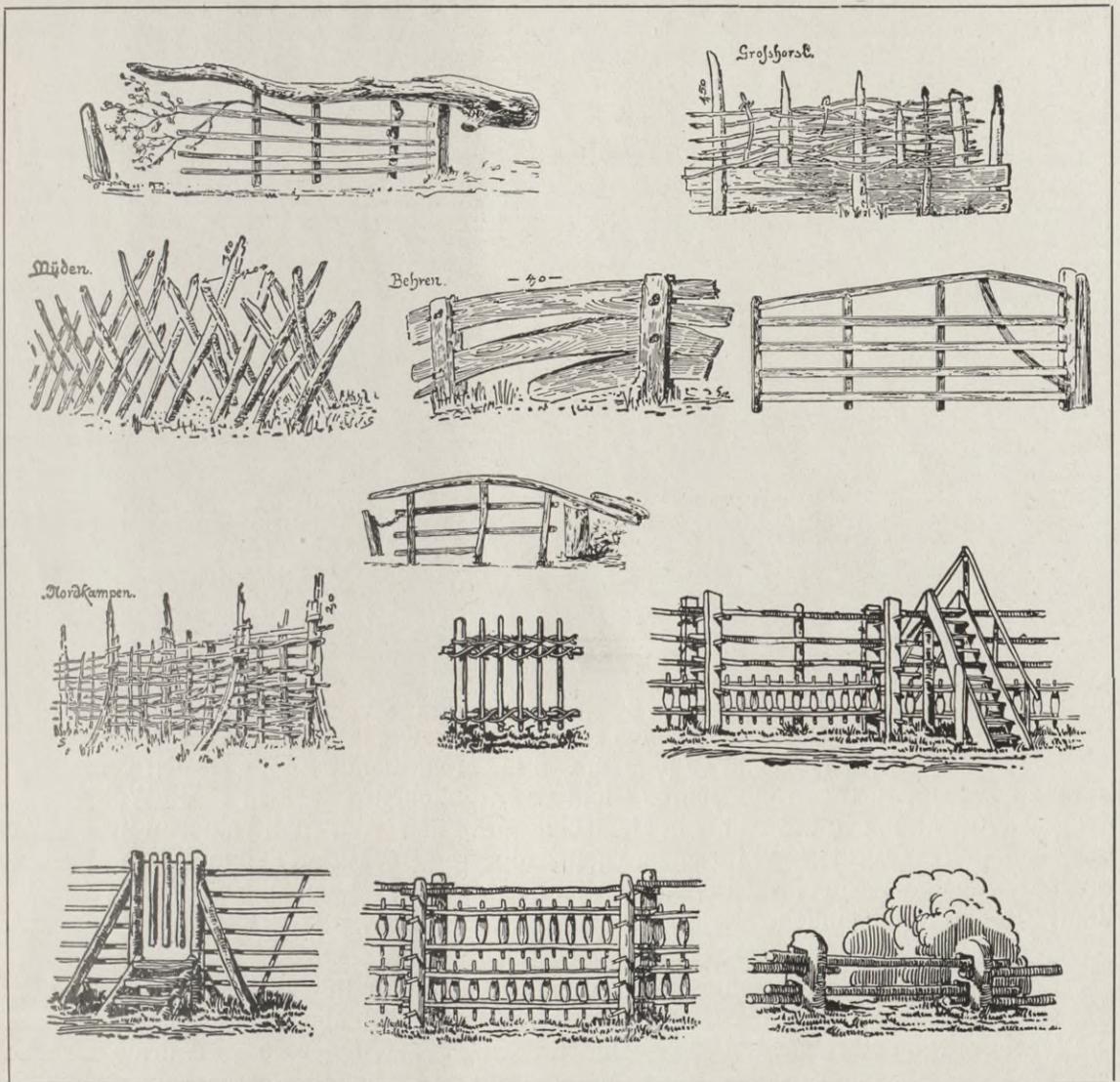


Abb. 69 Alte Zaunformen¹⁾

in den Gebirgen Süd- und Mitteldeutschlands völlig fremd ist, denn mit ihm ist auch landfremder Tand und Surrogatkunst in das neuzeitliche Bauernhaus gezogen.

Klima und Naturgewalten.

Eines der anziehendsten Gebiete der Bauernhauskunst umfaßt ihr Verhältnis zu Klima und Naturgewalten. Hier hatte die bäuerliche Baugesinnung Gelegenheit zu beweisen, ob sie imstande war, die im Hausbau gestellten Anforderungen zu erfüllen, die so ausschließlich nirgends weiter in irgendeinem Gebiete der Baukunst gestellt wurden. Gegenüber den Gefahren, die die Naturgewalten der Behausung bringen, versagten Praxis, Erfahrung und Kunst des städtischen Handwerkers und nur das völlige Hineinleben in die umgebende Natur konnte jene charakteristischen Äußerungen unverdorbener Baugesinnung hervorbringen, wie sie das Bauernhaus aufweist. Wer im offenen Lande baute, mußte an die Gefahren denken, die Winde und Stürme in Ebene und Gebirge mit sich bringen, an die zerstörende Wassergewalt des brausenden Meeres — Abb. 77 —, der Ströme und Flüsse, des meist so harmlos erscheinenden Gebirgsbaches, an die langsame,

¹⁾ Nach Mielke, Das Dorf (Quelle & Meyer, Leipzig 1910)

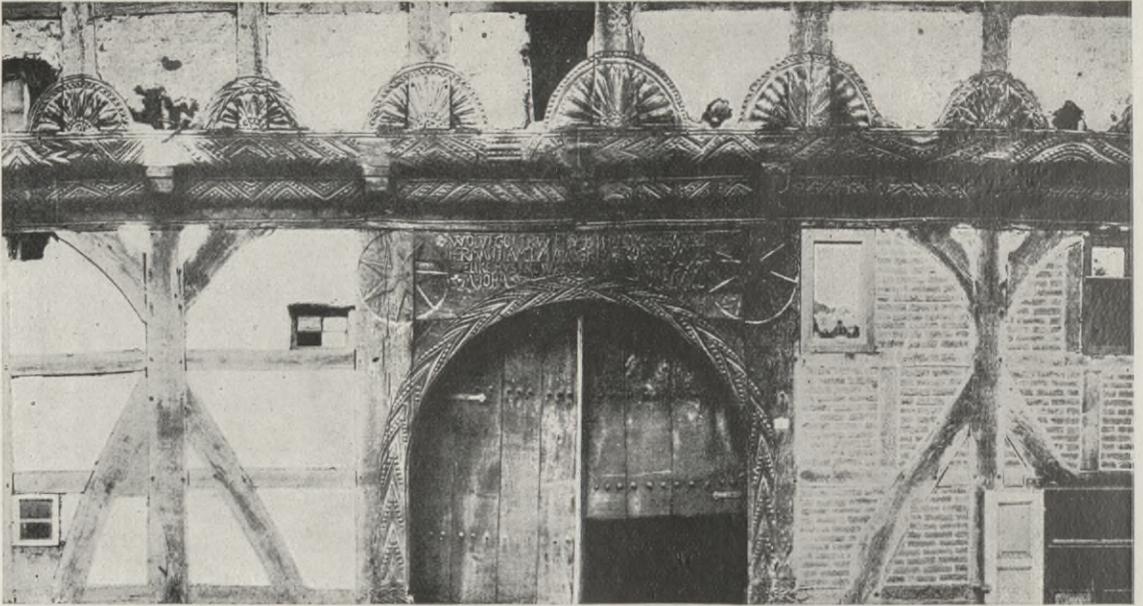


Abb. 70 Vom Hause des Gastwirts Grote in Bödexen (Kreis Höxter)¹⁾

aber verheerende Wirkung des Schlagregens. Er mußte Schutzmaßregeln treffen gegen Lawinengefahr und Steinschläge, gegen Kälte und Schnee, und er mußte in Stellung und Fensteranlage seinen Hausbau so planen, daß die erwärmende Sonne an den verhältnismäßig so wenigen Tagen des Jahres Licht und fröhlichen Schein in seine Wohnräume trug. Der Einfluß, den das Klima in Deutschland auf den ländlichen Hausbau übte, ist so lehrreich und bedeutungsvoll für unsere ganze moderne Baukultur, daß man sich wundern muß, wie wenig beachtet dieses Thema bisher gewesen ist und daß man wünschen möchte, hierüber eine Reihe eingehender Studien zu besitzen. Auch heute glauben noch viele, nur vom englischen Haus in dieser Hinsicht lernen zu können.

Wir können im Rahmen unserer Aufgabe wieder nur flüchtige Streiflichter geben. Da sind zunächst Winde und Stürme, deren riesige Gewalt namentlich im Flachland und im Hochgebirge zu besonderen Massnahmen führte. Im Tiefland, wo die Stürme nicht so plötzlich hereinbrechen, wie im Hochgebirge, durfte man ihnen das aus vielen, namentlich auch klimatischen Gründen erwünschte Steildach entgegenstellen, man schützte Haus und Garten durch mächtige Umwallungen oder, wie auf Sylt, durch steingepanzerte Erdwälle. Man ordnete Windfänge an oder errichtete außerordentlich starke Mauern, wie auf den öden unwirtsamen Höhen der Eifel, und zog hier, wie auch in vielen anderen Gegenden das Dach oft bis zum Erdboden herab, damit die Gewalt der Stürme nicht gegen senkrechte Mauern anprallte. Hohe Hecken und dichter Baumwuchs umgeben in Mitteldeutschland das Einzelgehöft und nicht selten findet man gegen die vorherrschende Windrichtung, gen Westen, den wohlgehüteten Schutz eines Wäldchens, wenn nicht Siedlung oder Haus von vornherein die Möglichkeit hatten, sich im „Überwinde“ in eine Bodensenkung zu schmiegen oder den Schutz eines Berges aufzusuchen. Der plötzlichen wirbelartigen Gewalt der Hochgebirgsstürme würde auch das bestgezimmerte steile Dach auf die Dauer nicht standhalten können und so kam man aus diesen und andern klimatischen Rücksichten auf die flache Dachform deutscher Hochgebirgshäuser. Doch da, wo die Gewalt des Sturmes sich wie im Schwarzwald in den engen Tälern bricht oder über sie hinweggleitet, griff der deutsche Bauer auf die für seine Verhältnisse so charakteristische und praktische Form des Steildaches zurück.

¹⁾ Nach: Das Bauernhaus a. a. O.



Abb. 71 Haus in Heid¹⁾

Der Gefahr der Wasserzerstörung ging der praktische Sinn des Bauern im Mittel- und Hochgebirge aus dem Wege, indem er die Nähe unberechenbarer Gewässer durch Anbau auf höher gelegenen Gebieten vermied, die Ufer des Baches oder Flusses festigte oder sich vor Überströmungen durch Deichbauten schützte. Letzteres geschieht auch an dem Gestade des Meeres und beeinflusst, wie wir schon sahen, die ganze Form der Siedlung, die sich einreihig den Deich entlang zieht und bringt aus der künstlich geschaffenen Lage des Hauses zum Deichabhang, zur Böschung, mancherlei ähnliche Erscheinungen mit sich, wie sie das süddeutsche Bauernhaus bei seiner Lage am Berghang zeigt. Da aber, wo kein Deich imstande ist, dem Anprall jeder größeren Sturmflut standzuhalten, auf den Halligen im Wattenmeer, wirft man seit undenklichen Zeiten, wie schon Plinius bezeugt, aus dem nassen schlickigen Boden Erderhöhungen auf, Warfen oder Wurfen genannt und gräbt erdfeste Pfosten tiefer in den Boden hinab, damit das Haus dem Anprall der Wogen und in der Gewalt der Stürme standhalte. Zweifeln möchte man, schreibt Plinius von den Halligen, ob es Land oder Meer sei, was man sieht. „Da wohnt das armselige Volk in seinen Hütten auf Hügeln von Menschenhand aufgeworfen, um der Flut zu trotzen, Schiffenden gleich, wenn die Gewässer die Gegend bedecken, Schiffbrüchigen, wenn die Wasser sich verlaufen haben.“ Viel anders ist es auch heute noch nicht geworden, aber die gesunde Baugesinnung des Inselfriesen wußte für sein Haus auch hier das praktisch und künstlerisch Gegebene herauszufinden. Die Räume schrumpften zusammen, denn zu weit tragenden Konstruktionen war die Gewalt der Elemente zu gefährlich, aber wer Peter Jessen in seiner feinsinnigen Schilderung gerade dieser kleinen Stuben und Kammern folgt, wie auch wir es später tun wollen, wird ihm Recht geben müssen, daß in ihnen Werte stecken, die für die Weitergestaltung der Wohnkultur direkt vorbildlich sind.

Aber auch die Gefahren des Regens sind zu bedenken und auch hier wäre es reizvoll länger zu verweilen. Doch es kann nur darauf hingewiesen werden, wie der Gebirgs-

¹⁾ Nach Fritze, Zum Kampf für die deutsche Schieferbedachung (Verlag von Seemann & Co., Leipzig).



Abb. 72 Bauernhaus in Edenkoben (Vorderpfalz) 1560¹⁾

bauer sich gegen die plötzlich auftretenden Schlagregen durch den weiten Vorsprung seines Hausdaches schützt oder wie man anderwärts die Dächer oft bis zum Boden herabzieht und überall an den Wetterseiten die Wände verkleidet, natürlich immer mit bodenständigem Material, seien es nun Bretter, Schindeln, Ziegel, Schiefer. Man baut Vordächer vor Fenster und Türen oder bestimmt die ganze Lage des Hauses mit Rücksicht auf den Regenabfluß — da man die neumodische Dachrinne nicht schätzt — indem man in Berglagen die Häuser parallel mit der Traufkante zur Straße stellt.

Vielmehr als in der Stadt war auch der Schutz gegen Kälte und Schnee zu bedenken, mehr noch im rauhen Bergland als in dem sehr gemilderten Klima der nord-

deutschen Tiefebene. Deshalb bevorzugt der Schweizer und Oberbayer das flache Dach, das in stande ist, die erwärmende Schneelast zu tragen und namentlich der Oberbayer gestaltet sein Haus geradezu vorbildlich aus seiner klimatischen Erfahrung heraus. Selbst Verwehungen können seiner Hauswirtschaft nicht schaden, Grundriß und Aufbau berücksichtigen solche Naturereignisse in vollem Maße, Mensch und Vieh sind unter einem Dache untergebracht, nirgends sind Verbindungswege zu Wirtschaftsräumen und Ställen zu schaufeln und selbst der Brunnen befindet sich oft im Innern des Hauses. Hier ist auch aus ganz anderen praktischen Erfahrungen als in der Tiefebene ein Einheitshaus gestaltet worden, wie es kein Künstler, kein Lebenspraktiker heute besser und zweckdienlicher für jene Gegenden erfinden könnte. Auf den Höhen der Eifel zog man, wie wir schon sahen, auch zum Schutze gegen Schnee die Dächer bis zum Erdboden herunter. In ähnlicher Weise hilft sich auch der friesische Bauer gegen Kälte.

Steht auch der bäuerliche Hausbau fast immer im Kampf mit den Unbilden der umgebenden heimatlichen Natur, so versäumt der praktische Bauer doch nicht, auch die erwärmende Sonne zu beachten. Wo es angeht, werden die Wohnstuben am Giebel der Sonnenseite angeordnet, so in der Schweiz, in Oberbayern, im Schwarzwald. Man legt die Wohnräume in die oberen sonnigen Stockwerke und bestimmt auch Größe und Lage der Fenster nach diesen Gesichtspunkten — Abb. 78 und 79 —. Der Giebel wird gerade im oberdeutschen Gebirgshaus ganz in die Breite gezogen, damit es möglich wird, an dieser Seite drei oder mehr sonnige Stuben anzuordnen und man verlegt, wie in Kärnten, im Schwarzwald usw. den Haupteingang von der sonnigen Straßenseite an die Langseite, damit an der bevorzugten Front kein Platz für Zimmer verloren geht.

1) Nach: Das Bauernhaus a. a. O.

Einfluß der Wirtschaftsarten.

Einiges möge auch noch über den Einfluß der Wirtschaftsarten auf den Hausbau gesagt sein, obwohl von vornherein festzustellen ist, daß die rein landwirtschaftlichen Betriebe sich innerhalb Deutschlands nicht so sehr unterscheiden, als daß der Hausbau dadurch in seinen verschiedenen landschaftlichen Typen besonders charakteristisch beeinflusst würde.



Abb. 73 Hauberg aus der Landschaft Eiderstedt¹⁾

Natürlich ändert sich die Anlage von Haus und Hof, wenn an Stelle der reinen Ackerwirtschaft reine Viehwirtschaft tritt, was aber bei den weit größten Gebieten Deutschlands nicht der Fall ist, oder wenn gar der ländliche Bewohner z. B. in der Fischerei den Haupterwerb für sein Leben suchen muß. Die weitgehendsten Differenzierungen von Wohn- und Wirtschaftsräumen sind in der Hauptsache nicht auf die Verschiedenartigkeit des Wirtschaftsbetriebes, sondern auf landschaftliche, stammliche und sittliche Lebensauffassung zurückzuführen. Immerhin gehört auch die Art der Wirtschaft zu einer der Grundbedingungen des Bauernhausbaues. Jedenfalls bestimmt, wie Mielke hervorhebt, die gleiche wirtschaftliche Tätigkeit Jahrhunderte lang die typischen Formen des Bauernhauses, die sich deshalb viel länger erhalten konnten, als die baulichen Züge der Städte, wo die Macht des Wechsels in den wirtschaftlichen und fremdvölkischen Einflüssen manchmal innerhalb weniger Jahrzehnte große Veränderungen hervorrief. Daß natürlich das finanzielle Ergebnis der Bauernwirtschaft die mehr oder weniger größere Behaglichkeit und Wohnlichkeit des Bauernhauses bestimmt, ist selbstverständlich. Wohlhabenheit und künstlerischer Betätigungsdrang hängen immer eng zusammen, wenn auch an so mancher bäuerlichen Bauerscheining festzustellen ist, daß Reichtum an prunkendem Zierrat und künstlerischer Wert etwas sehr Verschiedenes sein können. Wenn auch der Boden die Art der Wirtschaft und den Hausbau wiederspiegelt, ob Ackerbau, Viehzucht, Wald- oder Bergbau, Fischerei, Industrie betrieben werden, so führt dies innerhalb der einzelnen Wirtschaftsarten nicht zu einzelnen Bautypen, man denke nur an die Verschiedenartigkeit der Viehzucht in den Marschen und in den Alpen. Immerhin verschiebt sich natürlich die Bedeutung der einzelnen Gattungen der Wirtschaftsräume, je nach der Betriebsart. So verschwindet z. B. in Fischereidörfern die Scheune oft ganz.

Spielt im Ackerdorf die Scheune die Hauptrolle, so beherrscht z. B. in Oberbayern die Sorge für die Viehunterkunft den Hausbau und um das Vieh bequem aus- und eintreiben zu können, sucht man die Talebene auf, wozu die breiteren Talsohlen verlocken. Bringt die Ackerwirtschaft das Bestreben mit sich, die Höfe zu vergrößern und wie im ganzen mitteldeutschen Gebiet mit Bauten zu umschließen, so erübrigt sich das bei Holz- und Weidewirtschaft des Hochgebirges. Der magere Gebirgsboden schiebt die Siedlungen und schließlich auch die einzelnen Bauernhöfe immer weiter auseinander, bis schließlich jene prächtigen Einzelsiedlungen entstehen, wie sie

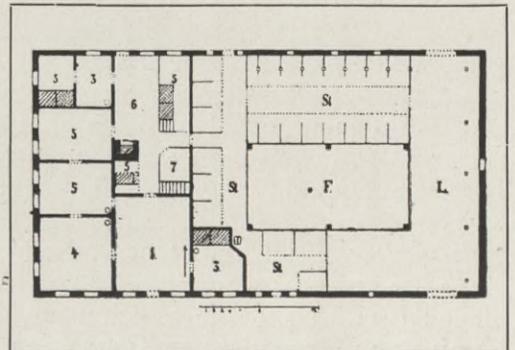


Abb. 74

Grundriß eines Eiderstedter Hauberges¹⁾

¹⁾ Nach Sohnrey a. a. O.

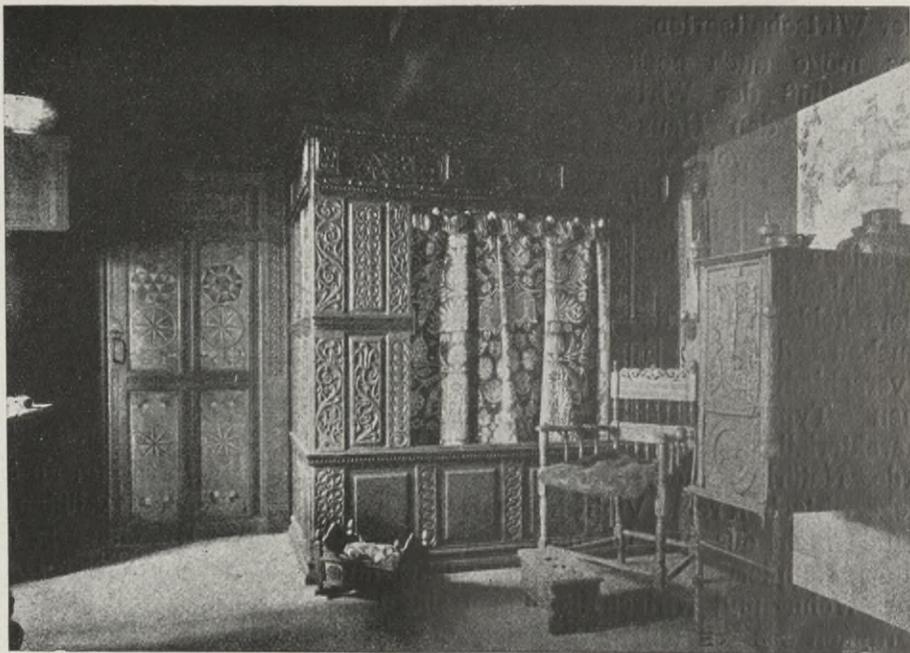


Abb. 75 Zimmer von der Hallig Hooge¹⁾

der Schwarzwald und das Hochgebirge aufweisen, während im Tiefland mehr das Stammliche, mehr die Charakteranlage des Norddeutschen und der Wunsch, mitten auf seiner Scholle ungestört von Nachbarschaft zu leben und weniger ein Wirtschaftszwang zur Einsiedlung führt.

Es ist nicht zu leugnen, daß die landwirtschaftliche Kultur in vieler Hinsicht großen Veränderungen entgegengeht, aber auch schon früher sind wichtige Verschiebungen erfolgt. Gerade die Bauten des älteren ländlichen Genossenschaftswesens und der Industrie sind wichtige Zeugen für die Möglichkeit, Wandlungen der wirtschaftlichen Betriebe ohne Verletzung der landschaftlichen Stimmung zu genügen. Es sei in dieser Hinsicht besonders auf die Arbeiten von Mielke, Sohnrey, Schwindrazheim und Schulze-Naumburg und die Veröffentlichungen der verschiedenen Heimatbund- und Volkskunde-Zeitschriften hingewiesen.

Stammliche Charakterzüge.

Studiert man nun weiter das Bauernhaus in den bekannten Einzeltypen, so treten uns mit einer Selbstverständlichkeit, die wir auf jedem anderen Gebiet der Baukunst vergleichlich suchen, die stammlichen Charaktereigenschaften des Bewohners in allen Zügen des Hausbaues fast persönlich entgegen. Freilich darf man wohl nicht so weit gehen und das jahrhundertlange Festhalten an überkommenen Baugewohnheiten allein der Charakteranlage des Bauern zuzuschreiben, vielmehr hat die soziale Entrechtung in dieser Hinsicht ungewollt mitgewirkt. Die erzwungene Gebundenheit an die Scholle war für die Vertiefung der Wohnkultur ein Segen, die Kinder des Leibeigenen durften nicht studieren, Handwerker, Kaulleute werden oder irgendwie aus ihrem ländlichen Beruf heraustreten. Noch der große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. waren entschiedene Gegner der Freizügigkeit und so mußte es kommen, daß durch Jahrhunderte hindurch die bäuerliche Familie von Generation zu Generation jederzeit auf derselben Scholle saß und schließlich mit Natur, Boden, Wirtschaft und Haus völlig verwuchs. So hat die Gebundenheit an die Scholle eine große ethische Bedeutung gehabt, indem sie ganz von selbst eine aus der

¹⁾ Nach Mühlke, Von nordischer Volkskunst (Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin 1906)



Abb. 76 Wohnstube im Kramerhaus zu Bernlohe, Gemeinde Wahl 1800 (Bayern)¹⁾

Umgebung erwachsene Bautradition innerhalb der Familie und deren Stammverwandte schuf und so entwicklungsfähige Keime der Wohnkultur behütete. Es ist nicht Aufgabe dieser Blätter, Entwicklungsreihen oder auch nur die bekannten Einzeltypen vorzuführen. Suchen wir nach gemeinsamen Zügen, so finden wir bei allen Typen ein großes Dach, zu- meist das Steildach, in den südlichen Sprachgebieten vielfach das flache, immer aber wie ein hoher Hut oder eine niedrige Mütze den ganzen Baukörper schirmend und schützend, in großen ruhigen Formen, ohne alle spieligen Aufbauten und Durchbrechungen. Sehen wir uns den Aufbau weiter an, so finden wir überall auch geschlossene Umwandungen, die aus einem einfachen rechteckigen Grundriß herauswachsen. Der Baukörper ist in seinen Hauptmassenwirkungen meist gar nicht gegliedert. Wo aber Vor- und Rück- sprünge, erkerartige Ausbauten vorkommen, da ordnen sie sich dem Hauptkörper als An- klappe, Vorbauten usw. unter. Sie wollen niemals die Gesamtwirkung überschreien oder wohl gar die ganze Wirkung an sich reißen. Man sehe sich daraufhin die Grundrisse in Abb. 60, 66, 74, 80, 81, 82, 83, 84 und 85 an und vergleiche den Aufbau, soweit er in den hier gegebenen Abbildungen oder z. B. in dem großen Bauernhauswerk studiert werden kann. Selbst im Lageplan des Gehöftes ist dies Streben nach Geschlossenheit erkennbar, so zeigt z. B. Abb. 83 und 84 die rings umbaute Hofanlage, die sich in der geschlossenen Bauweise des Edenkober Massivbaues — Abb. 72 und 80 — wiederfindet, um im loth- ringer Haus — Abb. 82 — einen Höhepunkt zu erreichen, denn wie bei dem oberbayeri- schen Haus ist Wohn- und Wirtschaftsgelaß, ja im gewissen Sinn der Hof, unter ein Dach untergebracht, nur geht man noch einen Schritt weiter und legt den First nicht parallel zu den langen Rechteckseiten des Grundrisses, sondern senkrecht zu ihnen, um die sehr tiefe, aber schmale Hausform ohne Traufabstand mit den Nachbarhäusern fortlaufend ver- binden zu können. Daß die Belichtung und Belüftung der einzelnen Räume hierdurch eine recht minderwertige wird, zeigt Abb. 82, während die Lageplanung von Abb. 80 überall noch ein einwandfreies Seitenlicht gewährt. Um wieviel behaglicher, reinlicher, wohn- licher, anmutiger, kurz deutscher, ist gegenüber dem Lothringer Haus das oberbayerische

¹⁾ Nach: Das Bauernhaus a. a. O.

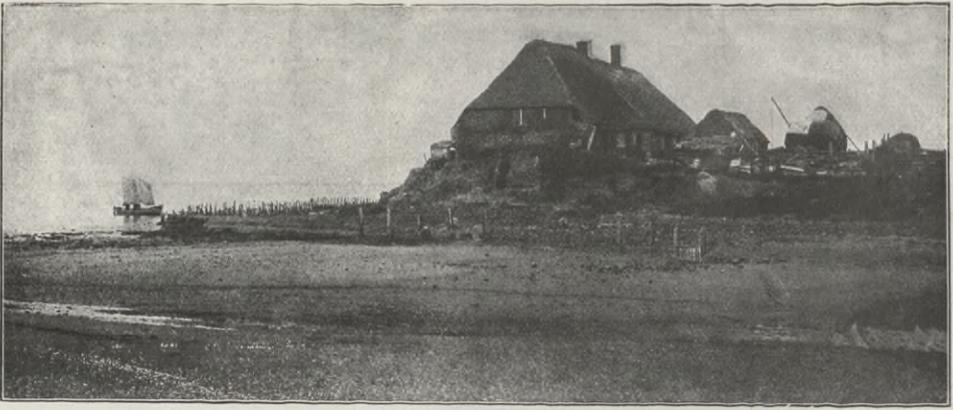


Abb. 77 Peterswerft auf Langeneß vor dem Einsturz (Photographie v. Lind in Wyk auf Föhr¹⁾)

— vgl. Abb. 81 —. Welch eine große Raumwirkung birgt der niedersächsische Typus — Abb. 60 —. Selbst in kleinbäuerlichen Anlagen — Abb. 85 — wird auf Licht und Luft und eine Zerlegung der einzelnen Hausfunktionen in bauliche Elemente Gewicht gelegt, ohne daß dabei in Grundriß, Aufbau und Dach Zerrissenheit kommt.

Wie ganz anders als der Niedersachse und Oberbayer löst der Schwarzwaldbauer die Raumprobleme seiner Wohnbedürfnisse, — Abb. 62 und 78 — und doch wieder welche monumentale Gesinnung, welche Zurückhaltung in Schmuck und Ornament, welche lebendige Sprache der Fenster und Türen. Das ist ja gerade das Vorbildliche am Bauernhaus, daß Baumassen und Schmuck die ruhige zurückhaltende Flächenwirkung innewohnt, daß nichts Vorgeklebtes und spielig Herausragendes die Silhouette des Bauwerks stört. Selbst die Formenfreude des Fachwerks — Abb. 83 — ist flächig, so daß das geschoßweise stark vortretende Relief des städtischen Fachwerks — wenn überhaupt — nur



Abb. 78 Haus in Gutach, Badischer Schwarzwald, Amtsbezirk Wolfach²⁾

¹⁾ Nach Haas, Deutsche Nordseeküste (Velhagen & Klasing, Berlin)

²⁾ Nach: Das Bauernhaus a. a. O.



Abb. 79 Erkerstube, Kiefersfelden, Inntal¹⁾

sehr abgeschwächt zu finden ist. Wenn man bedenkt, mit welcher eiteln Sensation und Motivchenhaschereien selbst heute noch der Landhausbau im Durchschnitt arbeitet, so kann man diesen stillen Frieden, der über den bäuerlichen Baugebilden liegt, wohl als einen der hervorragendsten Gesinnungswerte ansprechen, den der deutsche Wohnbau überhaupt besitzt.

Neben der Gebundenheit an die Scholle gehört die ganze Zähigkeit und Eigenwilligkeit des bäuerlichen Charakters dazu, um durch Generationen am Gewordenen festzuhalten. Dies zeigt sich schon in dem Beharren an den überkommenen Siedlungsformen trotz der geschilderten von außen eingreifenden Einflüsse, dies zeigt das langsame und bedächtige Vermischen namentlich städtischer Einflüsse mit dem germanischen Erbe, die ruhige und stetige Weiterbildung der Kunstüberlieferung, was ganz von selbst zur Volkskunst führt. Diese Zähigkeit, Alterprobtes festzuhalten, einmal Übernommenes zu bewahren, bringt auch die eigenartige Erscheinung mit sich, daß z. B. am Bauernhaus der Schwarzwälder die Stilwandlungen von Jahrhunderten fast spurlos vorübergingen und daß an anderen Orten vielfach Kunstübungen des 16. Jahrhunderts noch im 18. Jahrhundert wiederkehren, als Stadt- und Schloßbau längst zum Klassizismus über Barock und Rokoko gelangt waren. Selbst die Nachteile von überlieferten Konstruktionsmethoden behält man bei. Noch heute schiebt der Schweizer seine Innenwände im Blockverband durch die Außenwand und will nichts von den größeren Freiheiten des Fachwerks wissen, bei dem eine Umänderung in der Raumdisposition sich so viel leichter bewerkstelligen

¹⁾ Nach: Das Bauernhaus a. a. O.

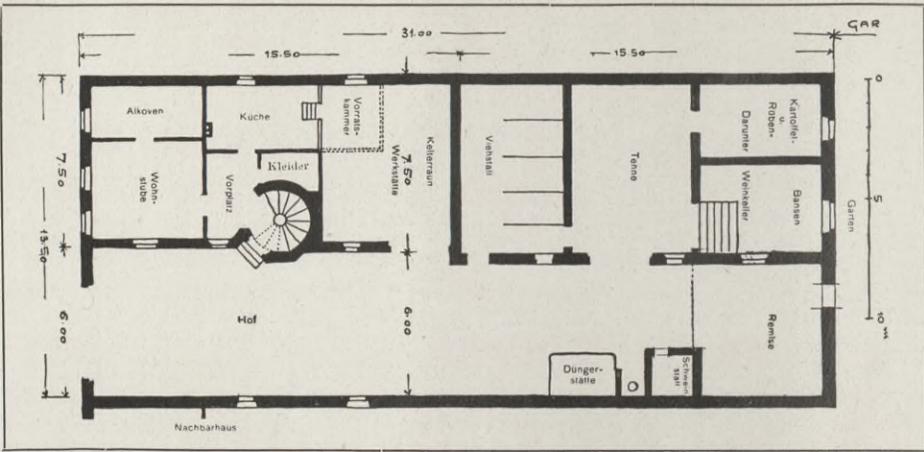


Abb. 80 Edenkoben (Vorderpalz) Erdgeschoßgrundriß¹⁾

läßt. Ja in stillen Alpentälern haben sich so noch altgermanische Baugewohnheiten erhalten, wie im Salzburgischen Pinzgau die Errichtung von Einzelhäusern für die verschiedenen Wirtschafts- und Wohnzwecke.

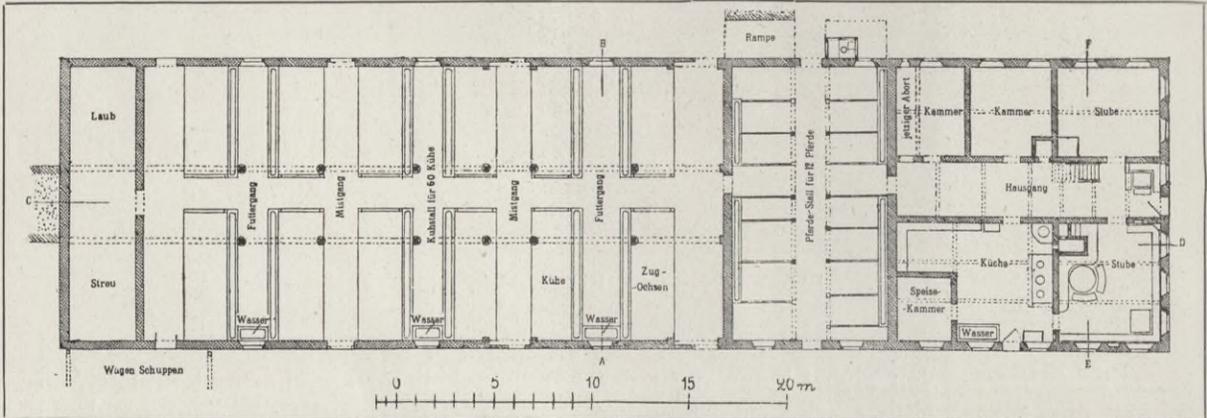


Abb. 81 Bauer in der Au bei Tegernsee. Erdgeschoßgrundriß¹⁾

Sehr wichtig für die Eigenart bäuerlicher Baugesinnung ist auch die Scheu vor Nachbarschaft. Selbst die Gesetzgebung spiegelt dies wieder. Ein westfälisches Weistum bestimmt nach Bartels, daß bei Neubauten das Haus soweit von anderer Leute Grund weg-
zubleiben hat, als eine zahme Feldhenne in einem Fluge in der Länge fliegen kann, das seien 300 Schritt. Derartige Bestimmungen werden na-

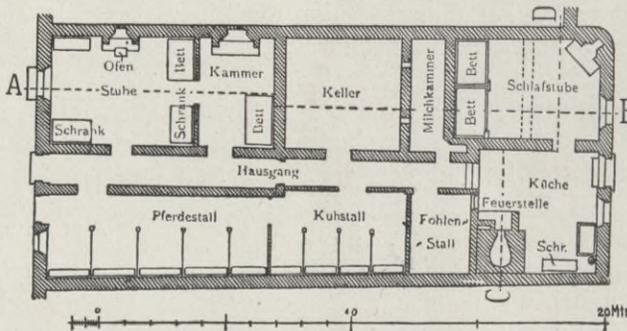


Abb. 82 Bauernhaus in Vrémý (Landkreis Metz)¹⁾

türlich durch die Art der Siedlung beeinflusst, die, wie wir wissen, durch Bodenverhältnisse, Stadtnähe und vieles andere bestimmt wird. Immerhin sucht man an der in sich zurückgezogenen Selbständigkeit des Einzelhofes dem Verkehr

¹⁾ Nach: Das Bauernhaus a. a. Ort.

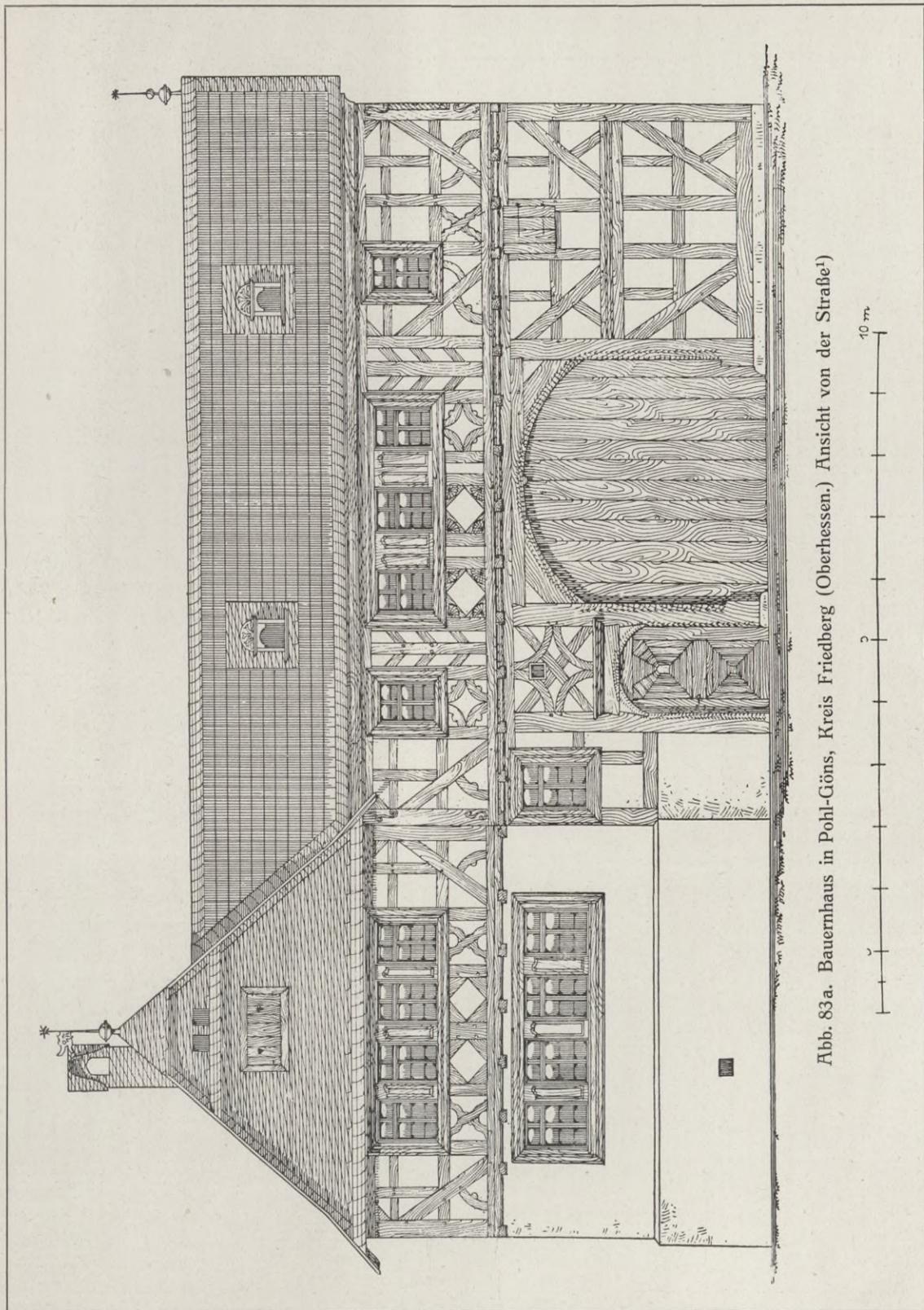


Abb. 83a. Bauernhaus in Pohl-Göns, Kreis Friedberg (Oberhessen.) Ansicht von der Straße¹⁾

¹⁾ Nach: Das Bauernhaus a. a. O.

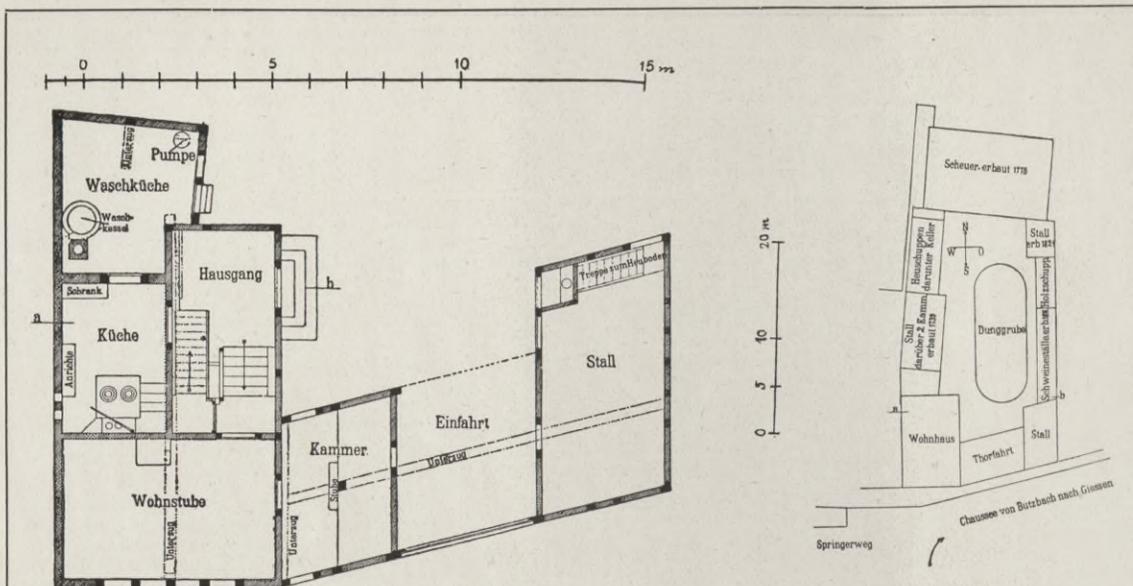


Abb. 83b u. c Bauernhaus in Pohl-Göns Kr. Friedberg (Oberhessen)
Untergeschoß des Wohnhauses und Lageplan. ¹⁾

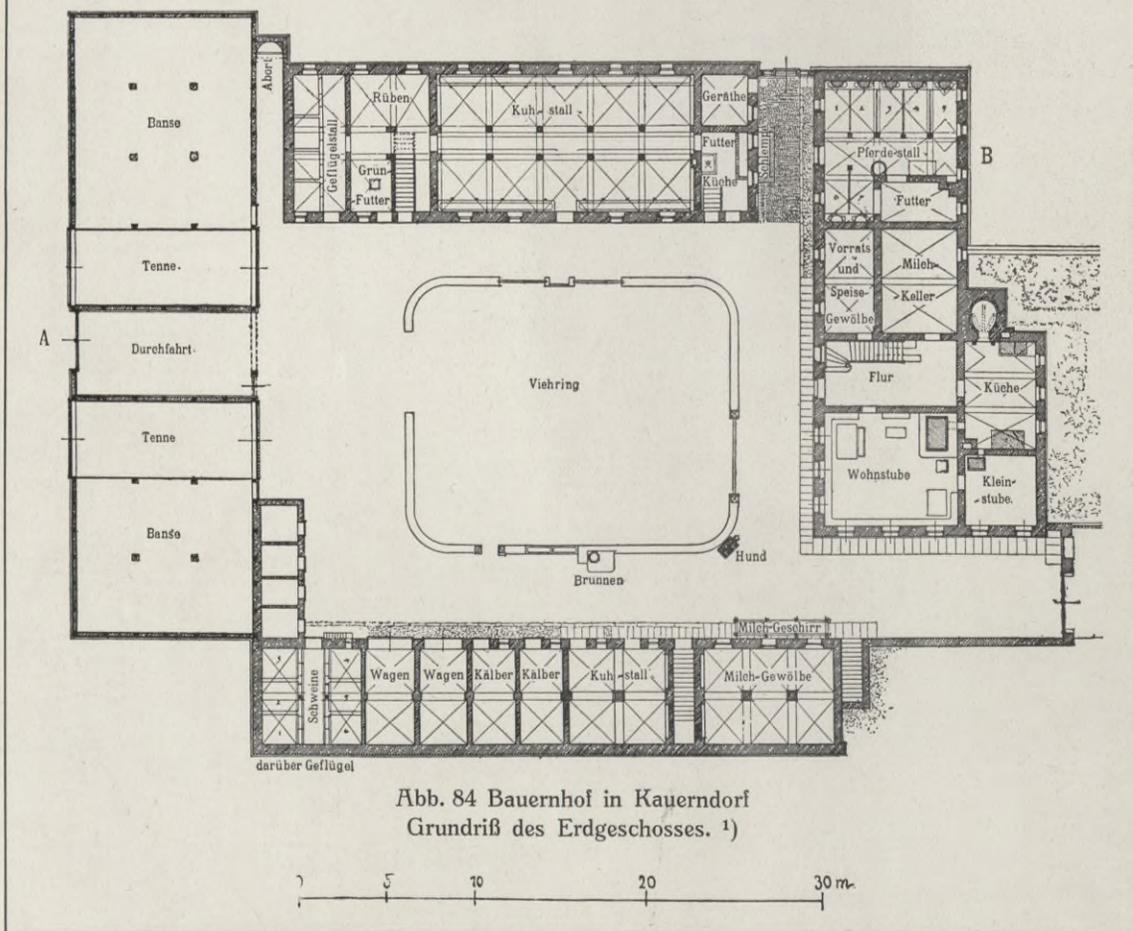


Abb. 84 Bauernhof in Kauerndorf
Grundriß des Erdgeschosses. ¹⁾

¹⁾ Nach: Das Bauernhaus a. a. O.

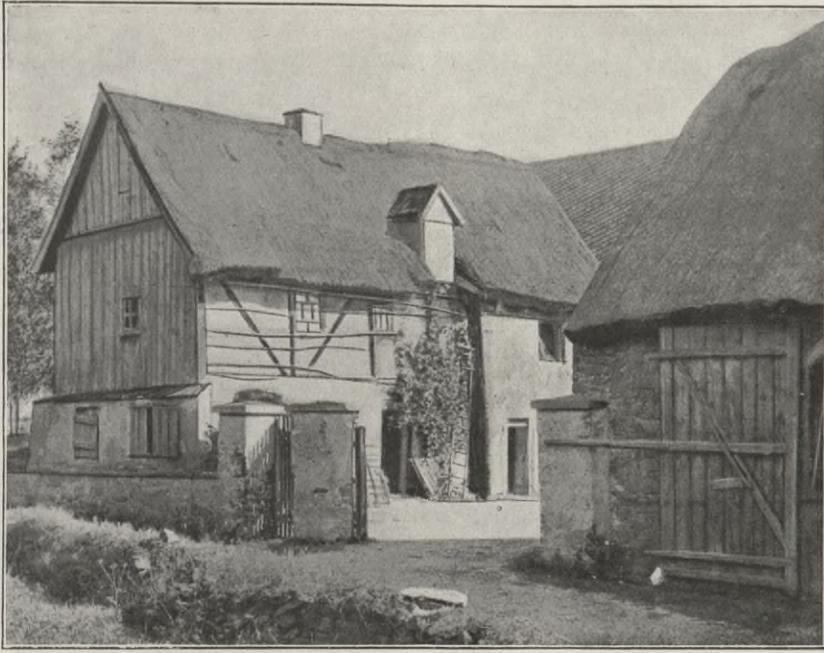
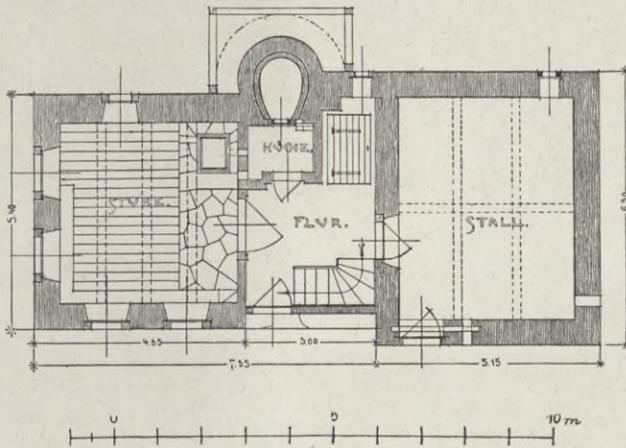


Abb. 85.
Kleinbäuerliches
Gehöft in Klein-
bothen bei Grimma



Ansicht und Erd-
geschoßgrundriß
Nach: Das Bauern-
haus a. a. O.

und der Nachbarschaft gegenüber durch Hecke, Zaun, Mauer streng festzuhalten. Die Beziehungen zur Flur sind viel wichtiger als zum Straßenverkehr, allerdings je nach Stammescharakter in Abstufungen. Am charakteristischsten betont sie wohl das niedersächsische Haus, dessen Wohnteil feldwärts liegt. Gerade die Geschlossenheit der bäuerlichen Gehöftanlage bietet soviel Vorbildliches und erst der Neuzeit war es vorbehalten, auch hier zu zeigen, welcher Mangel an Baugesinnung ihr zu eigen ist, denn körperlose Drahtzäune, Eisengitter und mißverständene städtische Stilarchitektur versuchen es gar nicht oder doch vergeblich, den Hof als ein Gebiet für sich erscheinen zu lassen. Alles Intime, alles Abgeschlossene ist damit natürlich verloren, selbst auf den stolzen abschließenden Schmuck schattenspendender Bäume verzichtet man, ganz abgesehen von ihren praktischen Wetterschutzaufgaben. Die ungesellige Art der niedersächsischen, friesischen und schwarzwälder Einheitshäuser, der alpinen Einödhöfe wird noch übertroffen durch die trotzig, kastellartige Geschlossenheit jener Geviertsbauten, wie sie sich an der Donaustraße, in Niederbayern, Niederösterreich, Salzburg usw. finden.

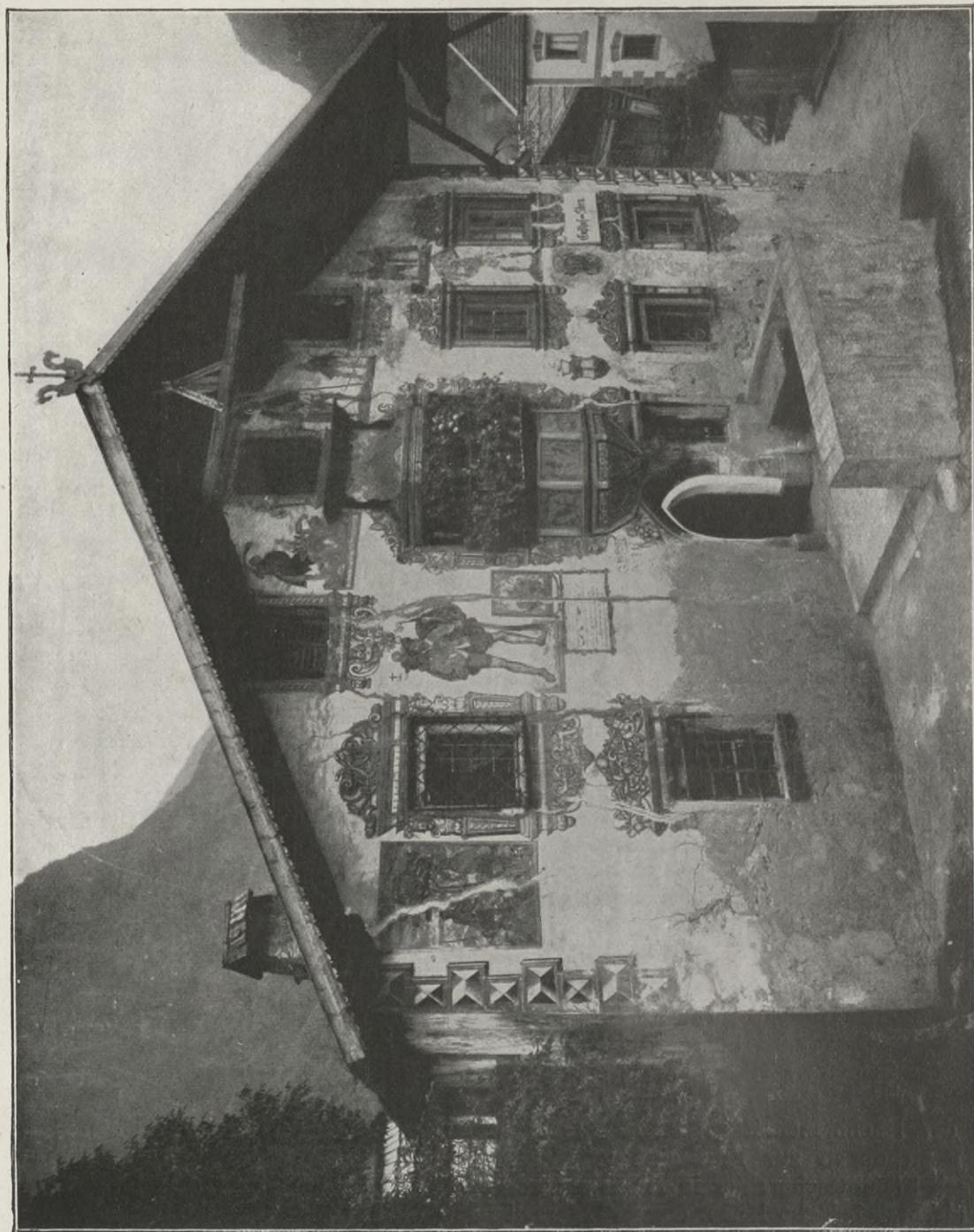


Abb. 86 Gasthaus zum Stern in Oetz. Giebelmalerei¹⁾

Natürlich spielt die Stammesveranlagung, die wiederum so eng mit der mehr oder weniger großen Beweglichkeit des Geländes zusammenhängt, — es wurde schon auf württembergische Dörfer verwiesen — bei der Beziehung zur Nachbarschaft eine große Rolle.

Die ruhige Stille der Ebene besänftigt das Temperament, führt zu ernster, ja schwermütiger Charakteranlage, die sonnigen Täler und Höhen unserer Mittelgebirge,

¹⁾ Nach: Die Denkmalspflege 1906 (Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin)

ihre fröhliche Abwechslung in Bildung und Farbe trägt auch in Hausbau und Hofstatt fröhliche Gestaltung, sonnige Farben, gesellige Triebe statt Ungeselligkeit, viele und große Fenster, so in Ober- und Unterfranken, deren Anlage nicht wie im Schwarzwald durch lichtbrauchende Hausindustrie begründet ist, Tanzsäle mit richtigen Musikantenbühnen über den Hofeingängen der Altenburger Bauern, Erkerbauten und staffelförmige Bebauung, damit der Blick auf die Straße nur ja ein recht ergiebiger ist.

Nichts von alledem zeigt der Hausbau der Friesen und Niedersachsen. Die Wohnung liegt, wie gesagt, abseits der Straße im Hintergrund des Hauses. Die Fenster öffnen sich nach der Feldflur, das Leben der Bewohner ist auf das Innere des Hauses gerichtet. So spiegeln die Abwandlungen der Siedlungsformen, von den Straßen-, Haufen-, Streudörfern bis zu den Einödhöfen der Gebirge und der Ebene den Stammescharakter bis in die stadtähnlichen geschlossenen Anlagen wieder. Die Haustypen werden im Innern und Äußern ebenfalls hierdurch beeinflusst. Dies ist ein Segen des Partikularismus, ein Ausfluß der Kraft der Stammessondersucht, wobei neben den landschaftlichen Einwirkungen auch Politik und Religion mitsprechen, um den Heimatscharakter des Hauses noch zu verstärken. Bis auf die Vorliebe für besondere Farben, besondere Art des Giebelschmuckes, Mobiliars usw. ist diese Zähigkeit zu verfolgen. Und doch bleibt trotz aller Macht des Beharrens und der Gewohnheit das Festhalten an den einmal gefundenen Stammestypen der Häuser in vieler Hinsicht rätselhaft.

Weiter tritt, namentlich in recht wohlhabenden Gebieten, im Hausbau auch die ganze Kraft des Stolzes hervor, eines Stolzes, der bis zu gesunder Prunklust übergeht. Nicht nur die Farben- und Formenfreudigkeit am Hause, auf die wir noch kommen, zeugt dafür. Wegsteine und Denkmale, Gerichtsschranken, fast monumental gestaltete Bänke wie im Elsaß, Kreuzfiguren Süddeutschlands, künstlerische Brunnen, Brücken, gewaltige Linden und Pappeln, die für das heutige materialistische Geschlecht nur Holzwert haben, erhöhen den eigenartigen Reiz der Bauernkunst durch poetische Auffassung und malerische Stimmung. Und wieder zeigen die modernen Kriegerdenkmäler der Dörfer mit ihrem landfremden Material, ihrem Stempel der Massenware den bedauerlichen Gesinnungswechsel und den Mangel an Gefühl für die Gesetze der landschaftlichen Maßstäbe, in denen hohe Zukunftswerte der Wohnkultur und Kunst liegen.

Individuell-ethische Charakterzüge und Unterströmungen.

Im Familiär-Intimen, das selbst dem lieben Vieh näher zu kommen sucht, zeigt sich ein weiterer Grundzug ländlicher Baugesinnung, die Behäbigkeit. Hier offenbarte sich schon das naive Kunstgefühl am schönsten. Alle ausgeklügelten ästhetischen Gesetze waren mit gesunder Volkskraft beiseite geschoben, wie auch bei reichen Anlagen nicht irgendwelches Bedürfnis nach äußerer Repräsentation die familiäre behagliche Stimmung stört. Auch hier sind zwischen Nord und Süd Differenzierungen. Der Mitteldeutsche trägt mehr Gemütlichkeit in seinem Hause zur Schau, der Norddeutsche zurückhaltenden Ernst. Nirgends aber findet man Spielerisches, selbst wo, wie z. B. im Schwarzwald die blühende Hausindustrie der Holzschnitzerei dazu verleiten könnte, fehlt, wie wir schon erwähnten, am Hause in fast herben Ernst jede Schnitzerei. Heute klebt auch schon der Bauer den fertigen städtischen Fabrikstück an seine „Hausfassaden“.

Zum häuslichen Behagen treten Humor, Gemüt und Standesfreude. Derber Volkswitz zeigt sich öfter, nie aber, bei aller Natürlichkeit jedem Menschlichen gegenüber, Zotenhaftigkeit, die bei der städtischen Kunst in Spruch und Ornamenten öfter zu finden ist. Gemüt und Sinnigkeit, auch Aberglaube spiegeln sich wieder, wie die Standesfreude, gleichfalls in Sprüchen und beziehungsreichem Schmuck, wie figürliche Darstellungen, — Abb. 86 — Embleme, Wappen, Hausmarken, symbolische Zeichen und „Hergottswinkel“ süddeutscher Bauernstuben. Aber nicht nur der Charakter des Bauern spricht aus dieser individuell-eigenartigen Kunstaußfassung all der Schmuckmittel, womit er

Haus und Hof und die Wohnung verschönt, sondern auch die Methode, wie er es tut, ist vorbildlich und entwicklungsfähig.

Die Freude an reichen Zierformen war im allgemeinen da am größten, wo die Landschaften vor den Verwüstungen des Krieges verschont geblieben sind, wie in den Marschengebieten und in der Schweiz, sie nimmt ab, je mehr man nach Osten kommt. Wieder ist das Holz das Hauptmaterial, die größte Anzahl deutscher Bauernhäuser sind im Fachwerkbau errichtet und auch hier tritt in den beiden Konstruktionsprinzipien, die wir auch beim Bürgerhaus wiederfinden werden, der ernste Charakter des Niederdeutschen und der bewegliche des Oberdeutschen zu Tage. Charakteristisch ist auch, daß das Äußere des oberdeutschen Fachwerkhauses eine oft direkt glänzende Formenfülle zeigt, während nirgends im Innern eine derartige Prachtentfaltung zu finden ist, wie sie so oft bei niederdeutschen Bauernhäusern trotz des einfachen Äußern vorkommt. Auch das ist nach manchem früher Gesagten über Geselligkeit, Scheu vor Nachbarschaft usw. verständlich, wenn natürlich auch politische und andere Einflüsse mitreden. Das Haus bleibt immer ein Stück von der Art und dem Wesen des Bauern. In Mainfranken, Hessen, Thüringen, Schwaben finden sich wahre Perlen dieser ländlichen Fassadenkunst. Im Norden sieht man es den Häusern fast nie an, wie reich gestaltet Pesel und Dielen im Innern oft sind. Freilich spricht auch hier wieder das Klima mit. Der Inselfriese, der, wie wir andeuteten, so künstlerisch anmutende Räume schuf, würde sich geradezu lächerlich machen, wenn er im Wogengebraus der Halligen fränkische Zierlust am Hausäußern üben wollte. Das bleibt vielleicht unserer stückfreudigen, gesinnungslosen Zeit vorbehalten, wenn die guten Geister der Tradition nicht bald wieder lebendig werden. Über die Vielgestaltigkeit des Fachwerks soll später bei der Behandlung der Wand noch einiges gesagt werden. Immer wieder ist aber schon jetzt hervorzuheben, daß durch all die Formen- und Farbenfreudigkeit, trotz aller fröhlichen Stilmischung fast nie die Harmonie des Ganzen gestört wird, weil über allem Stilistischen der Hauch der Stammespersönlichkeit, des Nationalen, des Bodenwüchsigen liegt. Hier zeigen sich für jeden Denkenden segensreiche Beziehungen zu Zunkunftsträumen moderner Kunst.

Überall da, wo das einheitliche Material die Vielgestaltigkeit beschränkt, wie bei Schindel- und Schieferbekleidungen, bei Dachdeckungen dieser Art oder in Ziegel, vermeidet man die sinnlosen und schreienden Muster, so eigenartige Techniken man auch im Harz, in Hessen, im Bergischen Land, am Rhein usw. antrifft, — Abb. 87 —. Dem erfindungsreichen Bauern wäre es sicher schon vor Generationen ein leichtes gewesen, ähnliche Gesinnungslosigkeit, wie Teppichmuster, riesengroße Namen und Jahreszahlen auf Dächern usw. anzubringen. Doch behütete ihn sein natürliches Taktgefühl vor solchen Entgleisungen. Heute vergißt man über all diesen Nichtigkeiten der Einzelformen die Einheit der Gesamterscheinung. Man behängt das Haus mit Flitter und Putz, ohne Rücksicht auf heimatliche Materialien und doch zeigt gerade die alte Bauernkunst, wie organisch bei ihr die Einzelformen der Gesamterscheinung sich unterordnen, ja bei geschlossenen Straßen wird, wie in alten Städten, selbst das ganze Haus zum schlichten Einzelement. Jede Kleinlichkeit wird vermieden, jede „Gassenhauerkunst der Gipsfassaden“, damit die große ruhige Massenwirkung der Gesamterscheinung nicht zerrissen wird. Und wiederum ist es uns sehr gleichgültig, ob dieses künstlerische Ergebnis bewußt oder unbewußt erzielt wurde, es wird kaum das eine noch das andere zu beweisen sein. Das Ergebnis ist die Hauptsache und es ist lebendiges Erbe, dessen wir uns freuen sollten. Es ist sicher auch mehr oder weniger der Ausfluß einer Gesinnung, die die besten modernen Baukünstler zurückersehnen. Überall findet sich dies gesunde Gefühl für den Rhythmus in der Baukunst, für die architektonische Steigerung, für die ruhige Massenwirkung und Stimmung. Wie bewegt ist oft aus Gründen der Neugier, aus praktischen Erfordernissen die Baulinie in Straßendörfern, aber die ruhige Linienführung der Vorgartenzäune und Mauern hält die Massen wieder zusammen. Bei der Behandlung der Dächer im fünften Buche werden wir noch mancherlei über den Rhythmus der Firstlinien zu sagen haben. Auch über die Dorfkunst, das Gleichgewicht der Stimmung zu bewahren

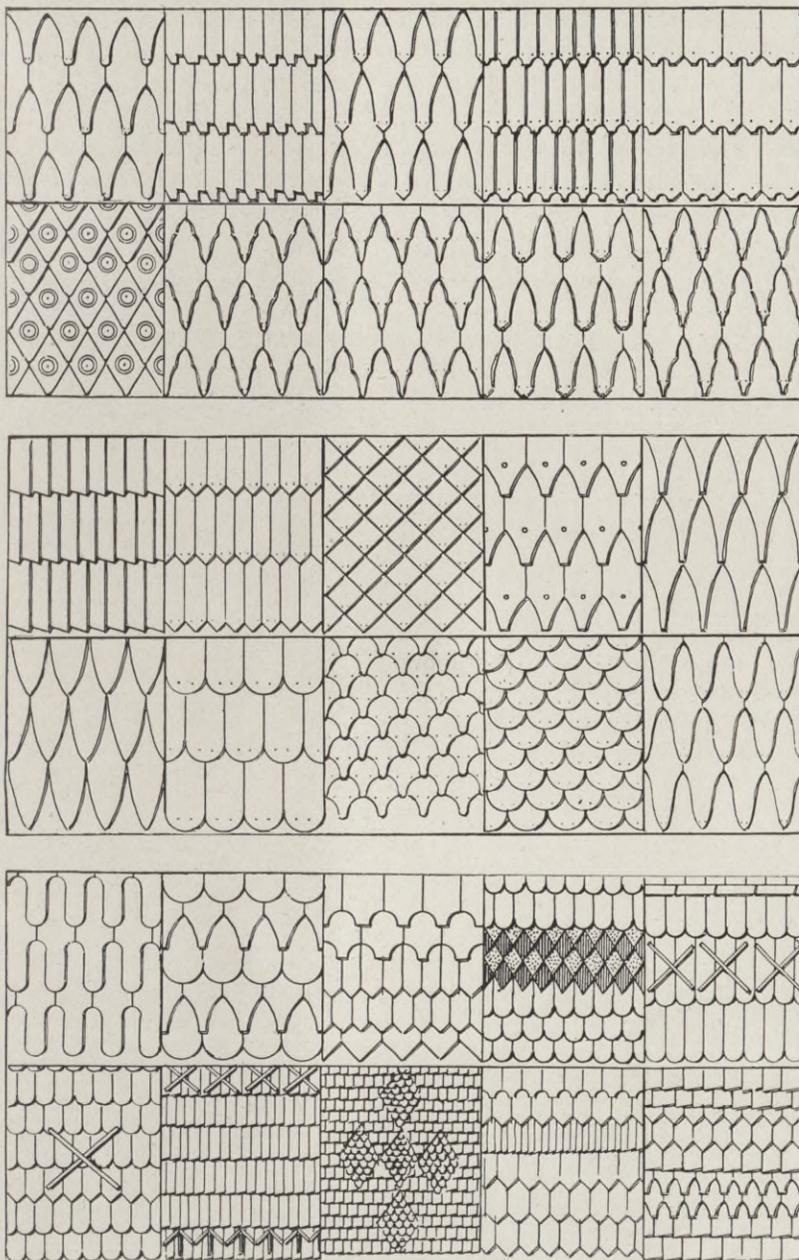


Abb. 87 Schindelformen aus deutschen Dörfern¹⁾

oder diese zu steigern, wird noch zu reden sein. Überall stoßen wir auf ungeschriebene Gesetze urwüchsigen Kunstgefühls, auf verborgene Kräfte der Volksseele, die Maßstäbe in die ländliche Wohnkultur bringen, und was das schönste ist, diese Gesetze und Maßstäbe wirkten ungeschrieben, unentdeckt und haben nichts zu tun mit jenen akademischen Schönheitsregeln, die das naive Kunstgefühl unseres Volkes, die alles Frische und Ursprüngliche so oft ersticken. Je mehr wir uns in diese nationalen Unterströmungen vertiefen, je mehr wir, unbekümmert um ausgeklügelte formale Schönheitslehren, das Entwicklungsfähige der Wohnkultur des deutschen Bauernhauses zu erfassen suchen, je bedeutungsvoller wird dies für die nationale Wiedergeburt deutscher Hausbaukunst sein.

¹⁾ Nach Mielke a. a. O.

Aber nur dann führt diese an den Klippen der Stilarchitektur und der Altertümelei glücklich vorüber, wenn wir stets darauf bedacht sind, zu allererst nach Gesinnungswerten, nicht nach formalen Vorbildern zu forschen, wenn es uns gar nicht beirren kann, daß vielleicht geistreiche Kunstanatome zu beweisen vermögen, daß dies und jenes „völlig unverstanden“ aus der „hohen Kunst“ vom Bauern- und Bürgertum übernommen worden sei, was schon die „völlige Entartung in der Auffassung des Ornaments“ usw. unwiderleglich beweise. Wir folgen gerade in solchen Fällen um so wissensdurstiger dem dunklen Drang selbständiger Volksindividualität. Nicht darauf kommt es uns zuvörderst an, ob das Gewordene so oder so wurde, sondern ob es uns etwas für die Zukunft zu sagen hat, ob es die Baugesinnung, Charakter, Landschaft und Boden, Klima und Naturgewalten, Wirtschaft, kurz das Leben mit all den tausend fördernden und hemmenden Einflüssen widerspiegelt und welches die bleibenden Werte sind, die die Volksseele unter der wechselnden Hülle der äußeren Formen- und Schmuckgestaltung verbirgt.

KAPITEL 7: VOM STÄDTISCHEN WOHNBAU.

Allgemeine Charakteristik unserer Städte und ihres Zusammenhanges mit der Gesamtkultur.

Der feinsinnige Kunstforscher und Kulturhistoriker, der es einmal unternehmen mag, die Entwicklung deutscher bürgerlicher Kunst und ihre eigenartigen Wesenszüge darzustellen, wird die Charakterbilder unserer Städte immer wieder zur Grundlage seines Studiums nehmen müssen. Wohl gibt es zu allen Zeiten eine hohe Künstlerkunst, die über Stadtmauern und Landesgrenzen hinweg aller Orten Bewunderer findet und deren in- und ausländische Vertreter auch in Deutschland nachhaltigsten Einfluß gewinnen, weil sie Großes und Unvergängliches leisteten. Was dem schauenden Kunstfreund jedoch die sichtbare Kultur unserer alten Städte gibt, ist ergreifender, weil sie das Leben der Gesamtheit unseres Volkes verkörpert, die Sehnsucht der Menge nach Schönheit, das Streben nach künstlerischer Veredelung auch all der großen und kleinen Dinge des täglichen Lebens. Wir sahen schon, wie die akademische Kunstforschung bis in die neueste Zeit oft teilnahme- und verständnislos an den Ausdrucksformen bäuerlicher Kunstfreude vorüberging, aber auch bei den Städten liegt es nicht viel anders. Auffallende Glanzbeispiele hoher Künstlerkunst wurden wohl alle Zeit auch dann gewürdigt, wenn sie im Gebiet des bürgerlichen Wohnbaues zu finden waren. Die stille Schönheit aber, die in Straßen und Plätzen, in schlichten Häusern und Höfen der Bürger zum Ausdruck gelangt, blieb lange unbeachtet oder wurde, wie die Bauernkunst, unverstanden bespöttelt.

Suchen wir jedoch, unbeirrt wie bisher, nach den Gesinnungswerten, die in früheren Tagen unseres Volkes die Erscheinungswelt der deutschen Städte bestimmten, so finden wir eine Fülle von zukunfts wichtigen Anregungen, von denen ich im Rahmen dieser Arbeit freilich wieder nur Einzelbeispiele geben kann. Jener glückliche Forscher und Volksfreund aber, der dies so wichtige Gebiet deutschen Kunstlebens einmal auf breiterer Grundlage behandeln darf, wird keine Mühe scheuen, auch in die intimsten Regungen deutschen Stadtbaugeistes einzudringen, um die Mannigfaltigkeit und Eigenart der Erscheinungsformen begreifen zu lernen, die selbst die kleinste Landstadt von der benachbarten unterscheidet, und über alle doch wieder in jeder Zeitepoche den Geist einheitlicher Ausdruckskultur gießt, jener „bürgerlichen Gleichheit und Egalität“, die beispielsweise Goethe bei seiner Durchreise 1770 in Bern so entzückte. Sind doch die deutschen Städte bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts das sprechendste Charakteristikum des deutschen Partikularismus, viel mehr noch als die Dörfer und Bauernhäuser und dies, trotzdem die städtische Kultur so vieles Wesensverwandte von Stadt zu Stadt aufweist. Will man die gesamte Wohnkultur dieser Städte mit zwei Worten kennzeichnen, so muß man sie charaktervoll-eigenwillig und deshalb auch national nennen, während man die typische Erscheinungsform der Plätze, Straßen und Häuser in den deutschen Städten um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts direkt als charakterlos und international bezeichnen muß. Nicht nur einzelne Häuser, sondern ganze Straßen und Plätze, ja ganze Stadtviertel könnte man getrost nach Frankreich, Italien oder sonst wohin verpflanzen, ohne irgendwelche wesentliche Veränderung, ja man findet dieselben öden Stadtbilder überall von Kontinent

zu Kontinent wieder. In der Hast der Entwicklung am Ende des 19. Jahrhunderts verlor der deutsche Städte- und Wohnbau den Zusammenhang mit der städtischen Gesamtkultur, aus der er früher zwanglos heranwuchs.

Seitdem die große Allgemeinheit den Bau der städtischen Wohnungen gleichgültig einem Unternehmertum überließ, das in vielen Fällen nicht einmal technisch, geschweige denn künstlerisch geschult ist, das Wohnhäuser als Spekulationsware baut und dessen Bildungsniveau meist so tief steht, daß irgendwelche Einflüsse städtischer Gesamtkultur ausgeschlossen sind, seitdem zeigen auch die deutschen Straßen und Plätze internationale Massenware. Diese Gleichgültigkeit des Publikums wurde bitter gerächt. Das von der Bodenspekulation immer mehr abhängige Bauunternehmertum drängte Schritt für Schritt vor; das Bürgertum, das sich früher als individueller Bauherr so reizvoll betätigte, wurde nicht nur in den ästhetischen Fragen ausgeschaltet, auch die wirtschaftlichen Grundlagen, die Boden- und Wohnungspolitik suchte das groß gewordene Unternehmertum zu seinem Vorteil rücksichtslos zu beeinflussen und beherrschte sie schließlich. Es ist ein gutes Zeichen für die modernen Bestrebungen auf diesem Gebiet, daß man den Übelständen, nicht wie in der Zeit des Architektureklektizismus des endenden 19. Jahrhunderts, nur mit formalen Mitteln gegenübertritt, etwa allein durch Proklamierung eines neuen Stils, sondern eine Reform der Grundbedingungen erstrebt. Die Grundlage aller städtischen Wohnungskunst ist aber das bürgerliche Leben selbst, ohne gesundes Bürgertum gibt es keine gesunde Wohnkultur. Forschen wir nach, ob es nicht trotz all dem Nivellierenden unserer Zeit verschüttete Quellen gibt, deren lebendige Kraft unser städtisches Bürgerleben von neuem auch künstlerisch befruchten könnte. Wie unbeirrt von allen äußeren Schranken nahm beispielsweise zur Zeit des tiefsten politischen Elends um 1800 die bürgerliche geistige Kultur Deutschlands einen glanzvollen Aufschwung. Man denke nur an Kant, Herder, Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, an Haydn, Mozart, Beethoven, an Cornelius und Schinkel, an die Humboldts, Winkelmann, an Stein, Hardenberg, Arndt, Fichte und hundert andere Mitglieder der „Aristokratie der Geister“. Es ist fast rührend, zu beobachten, wie auch der bürgerliche Hausbau jener Tage in liebevollster Pflege einer verinnerlichten Einfachheit Entschädigung für die unbefriedigenden, ja tief traurigen politischen Zustände und Zurücksetzungen suchte.

Wie gedankenlos klingt da das Schlagwort von dem ärmlichen Wesen dieser Biedermeier-Ausdrucksweise, wenn man die traurigen Zeitumstände bedenkt und in Rücksicht zieht, wie trotz all der Zeitwirrnisse für die Wohnkultur im Äußeren und viel mehr noch im Innern ein sicherer und selbständiger Ausdruck über ganz Deutschland hinweg gefunden wurde.

Man vergleiche nur einmal, um auf ein in unseren Tagen bis zum Überdruß mißbrauchtes Schlagwort zu kommen, die unglaublichen Verkehrsverhältnisse jener Zeit. Die Straßen waren nach Schilderungen von Biedermann¹⁾, Henne Am Rhyn²⁾, Heyk, Freytag und vieler anderer in jämmerlichem Zustand, so daß es nötig war, oft zehn und mehr Postpferde vor den Wagen zu spannen und Begleiter erforderlich wurden, um den Wagen zu stützen oder aus den tiefen Löchern herauszuwinden. Ein Brief von Berlin bis Frankfurt a. M. brauchte 9 Tage. Die Post ging von Berlin nach Dresden nur zweimal die Woche, die verschiedenen landesherrlichen Postanstalten suchten sich gegenseitig zu schädigen, von dem Paßzwang, Pflastergeld und Zollplackereien beim Personen- und Wagentransport gar nicht zu reden. Und trotz dieser nur ganz flüchtig angedeuteten Verkehrshemmnisse war um die Jahrhundertwende ganz gleichmäßig über die oft so streng isolierten Territorien Deutschlands eine einheitliche, anmutige, intime Baugesinnung zu finden, die den unbefangenen Hausforscher noch heute mit Bewunderung erfüllt, weil sie in politisch elendsten, von Kriegsnot und wirtschaftlicher Schwäche erfüllten Zeiten noch einen Ab-

¹⁾ Biedermann: Deutsche Volks- und Kulturgeschichte.

²⁾ Henne Am Rhyn: Allgemeine Kultur-

glanz jener bürgerlichen Kraft und Selbständigkeit zeigt, die die Stadtekraft des deutschen Mittelalters charakterisiert.

Wir standen um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts im Zeichen des Verkehrs, großartige Erfindungen ermöglichen eine Schnelligkeit der Verbindungen, eine Bekanntgabe der besten Kulturfortschritte in kürzester Zeit, einen Austausch der Erzeugnisse von Handel und Industrie ohne jede Schwierigkeit, das Staatsleben ist geordnet, alle bedrückenden Beschränkungen sind behoben, Handel und Industrie, Landwirtschaft und Handwerk blühen, überall Zeichen einer fortschreitenden Zivilisation. Wie wenig aber ist noch von jenem noch vor hundert Jahren über ganz Deutschland verbreitetem Geiste einer selbständigen einheitlichen bürgerlichen Baugesinnung zu spüren, hie und da schüchterne Anfänge zur Besserung, aber noch nützen die glänzenden Verkehrsmittel nichts, um eine bessere Hausbaukultur schneller zu verbreiten. Es müssen in den Zeiten tiefsten politischen Verfalles und jämmerlichster Verkehrsverhältnisse gemeinsame, jedermann zu eigene Grundbedingungen selbständiger Kunstübung verloren gegangen sein, die erst langsam durch Generationen wiedergewonnen werden können.

Die kulturellen Werdegänge und Kämpfe unseres Volkes, die auch für den Hausbau die Grundlagen bilden, können hier nur flüchtig skizziert werden. Wer sich näher unterrichten will, nehme die Werke von Riehl¹⁾, Gustav Freytag, Biedermann, Heyk, Henne am Rhyn, Lamprecht²⁾ u. a. zur Hand, auf deren Studium sich diese flüchtige Skizze aufbaut. Hausbau und Kultur hängen so eng zusammen, daß es wichtig erscheint, ein klein wenig die Verhältnisse zu schildern, aus denen die deutsche Wohnkultur Kraft zu so schönen Blüten und Früchten gesogen, selbst dann noch, als die Kriegsfurien des 17. und 18. Jahrhunderts alles Lebende zu zerstampfen schienen.

Wir werden so besser erkennen, wie Baustoff und Baugesinnung, Menschenschlag und Bildungsverhältnisse aus dem Boden heraus eigenartige Wesen erwachsen ließen. Lehren sie dem Modernen, sagt Gurlitt einmal, nicht die Form, so lehren sie ihm doch, wie Form geboren wird. Will er ihren Gestaltungen nicht folgen, so sicher ihrem Beispiel der Eigenkraft des erfindenden Geistes.



Abb. 88 Plan von Nördlingen³⁾

1. Rathaus, 2. Stadtkirche St. Georg, 3. St. Salvator, 4. Spital

¹⁾ Riehl: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. ²⁾ Lamprecht: Deutsche Geschichte. ³⁾ Nach Baum, Die schöne deutsche Stadt, Süddeutschland (Piper & Co., München).

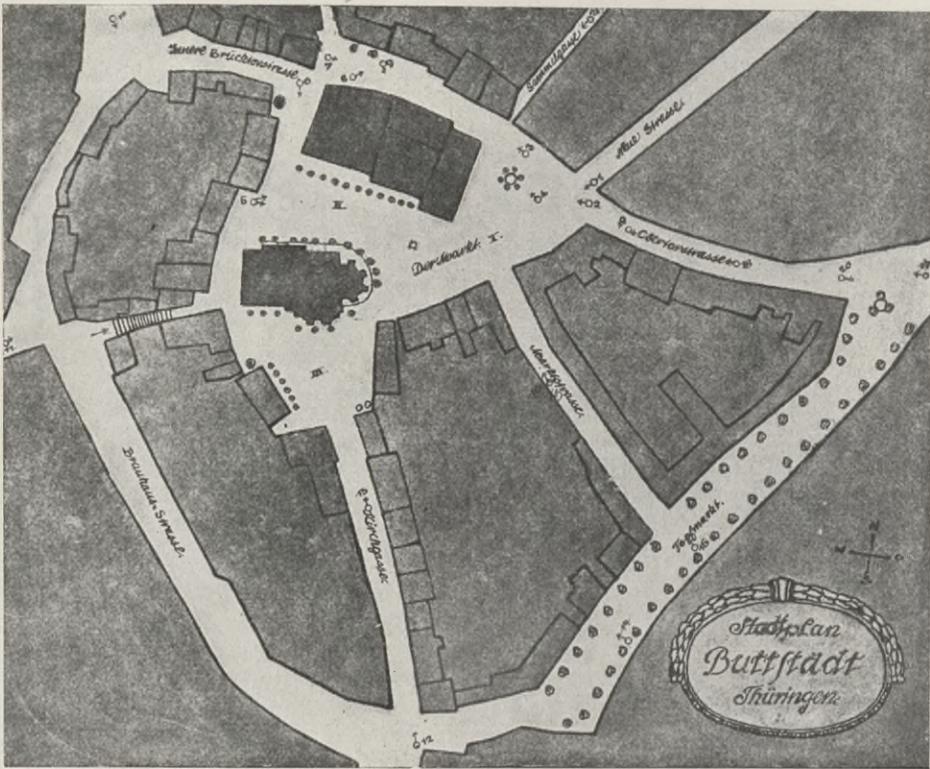


Abb. 89 Plan eines Teiles von Buttstädt¹⁾

Art der Entstehung der Städte.

Wohl künden in vielen Städten des Westens uralte bauliche Reste von antiker Kultur, aber sie blieb den Nachfahren wesensfremd, und es ist kaum etwas direkt Übernommenes zu finden, als sich im 11. Jahrhundert die erste große Blüte deutschen Städtewesens vorbereitete. Man behielt zwar, wie wir es schon beim Burgenbau fanden, die gut gewählte Örtlichkeit mancher alten Römerstadt bei, zumal der Verkehr sich, wie bis in unsere Tage, meist auf den alten Römerstraßen und Saumpfaden weiterbewegte. Wohl umschloss man, oft unter Benutzung der alten Reste, die Städte mit turmgekrönten Mauern, wie man es aber tat und was diese Mauern umschlossen, unterschied sich völlig von den alten Römerstädten. Gerade der sogenannte westdeutsche Stadtplan in seinem natürlichen Wachstum — vgl. Abb. 88, 89 und 90 — unterscheidet sich ganz wesentlich vom Grundriß der römischen Militär- und Provinzstadt, während das ostdeutsche Schema der deutschen Kolonistenstädte auf slavischem Gebiet aus dem 11. und 12. Jahrhundert, mit dem viereckigen Marktplatz in der Mitte, von dem möglichst nach den Haupthimmelsrichtungen vier gerade Hauptstraßen ausgehen, durch die erstrebte Regelmäßigkeit wieder viel mehr an antike Vorbilder gemahnt, ohne nach den neueren Forschungen mit ihnen etwas zu tun zu haben. Es sei hier auf den Breslauer Stadtplan um 1280 — Abb. 91 — sowie auf Neubrandenburg und Rostock — Abb. 142 — verwiesen.

Siedlungen von Flüchtlingen um Burgen und feste Waffenplätze, Sammelpunkte des Marktverkehrs und kirchlichen Lebens gaben einen frühen Anlaß zu Städtegründungen. Burgen, Königshöfe, Bischofssitze, Gruppen von adligen Höfen oder nur ein Hof eines Großgrundherrn bilden dann den ursprünglichen Kern — vgl. Abb. 92, 93 und 15 —. Zu dem selbständigen Herauswachsen vieler älterer westdeutscher Städte aus antiken Siedlungen kommen namentlich im Nordosten im 12. Jahrhundert sehr viele Neugrün-

¹⁾ Nach Unwin, Grundlagen des Städtebaues (Verlag Baumgärtel, Berlin 1910).

dungen. Sie lehnen sich nicht an vornehme Nachbarschaft an, sie sind demokratischer. Der gleichartigen Bürgerschaft entspricht auch die gleichmäßige Bebauung. Sie bilden einen besonderen Typus, den Fritz¹⁾ eingehend behandelt. Von Below²⁾ weist darauf hin, daß im 12. und 13. Jahrhundert im Nordosten des heutigen Deutschlands mindestens 350 solcher Städte gegründet worden seien.

Eine weitere Form ist die Privilegierung von Dörfern mit Stadtrecht. Viel später traten zu den bereits ge-

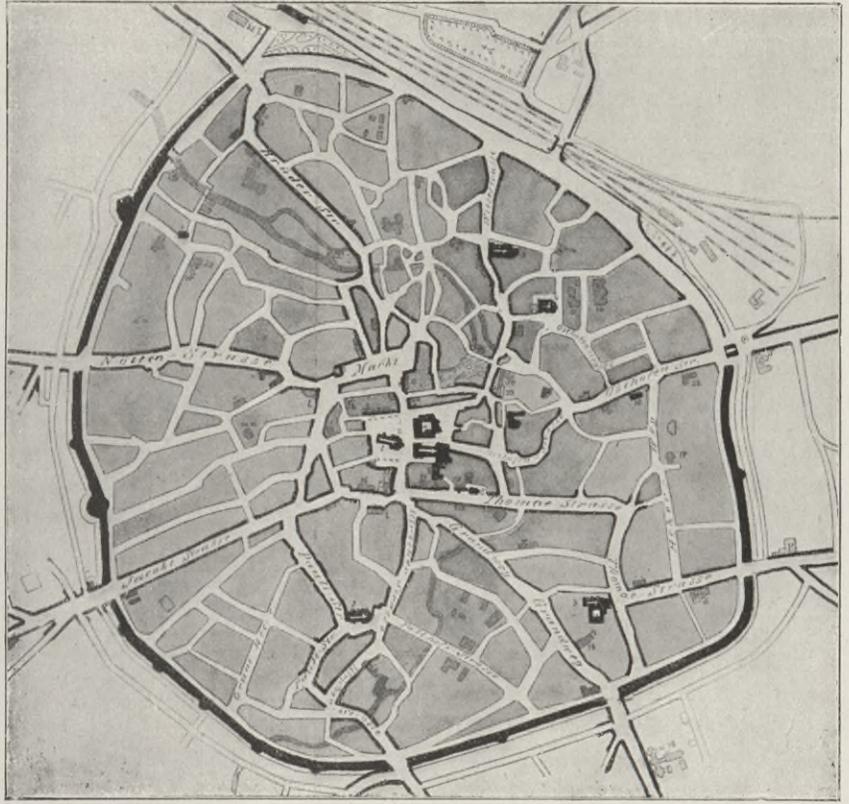


Abb. 90 Plan von Soest³⁾

nannten Arten der Stadsiedlung oft junge Residenzen der Territorialherren hinzu, so Erlangen, Karlsruhe in Baden, Ludwigsburg, Freudenstadt, Neustrelitz, Mannheim, Potsdam und z. B. auch Karlsruhe in Oberschlesien — Abb. 94 —. Gegenüber den alten festen Burgen des selbständigen Bürgertums, den natürlichen Städten, treten diese künstlichen, wie Riehl sie nennt. Hierher zählen auch die wie Pilze auftreibenden Bade-, Touristen- und viele kleine Fabrikstädte des 19. Jahrhunderts, welche sich rasch und unorganisch um ein paar große Gasthöfe oder Fabriken lagern. Wir müssen es uns hier leider versagen, auch nur einen Überblick der Entwicklung des Städtebaues und der Städtebaukunst zu geben. Noch fehlt uns zwar eine Geschichte des deutschen Städtebaues, aber seit C. Sitte's⁴⁾ Weckruf arbeiten eine große Reihe hervorragender Künstler und Forscher daran, uns die Gesinnungswerte städtischer Kultur und Baukunst vor Augen zu stellen. Auf Einzelzüge aber werden wir immer wieder zurückkommen, um an Beispielen zu zeigen, wie Stadtplan und Stadtanlage auf das engste mit Entstehung, Geschichte und Bevölkerungszusammensetzung der Städte zusammenhängen.

Bevölkerungszusammensetzung der Städte.

Die Bevölkerung der alten Städte Westdeutschlands war von allem Anfang bunt gemischt. Je nach der Grundherrschaft bestand das Gefolge aus Geistlichkeit oder weltlicher Vasallenschaft, dem Hofstaat der Könige, den Burgmannen und Burggrafen, wozu noch Ministerialien, Handwerker, Künstler, Landbauern und Kaufleute kamen, Freie und Unfreie, Höhere und Niedrige. Daß auf so engem Gebiet durch die Hoffnung auf Erwerb

¹⁾ Fritz: Deutsche Stadtanlagen. ²⁾ von Below: Das älteste deutsche Städtewesen und Bürgertum.

³⁾ Nach Wolf, Die schöne deutsche Stadt: Mitteldeutschland (Piper, München). ⁴⁾ Sitte: Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen.



Abb. 91 Breslau. Skizze des Stadtplanes um 1280¹⁾

und das Bedürfnis nach Schutz sehr bald Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Ständen eintraten, ist erklärlich.

Diese Fusion ging in den späteren Jahrhunderten oft so weit, daß Mitglieder der niedrigsten Stände zum Patriziat gelangten und edelbürtige Ritter in städtische Dienste traten, namentlich als man dazu überging, die bewaffnete Bürgermiliz durch Söldner zu ergänzen. Durch solche sozialen Verhältnisse wird auch das ständische Prinzip des Wohnbaues in diesen alten Städten verwischt, Handwerker-, Ackerbürger-, Kaufmanns-, Patrizier- und Adelhäuser stehen sehr oft malerisch durch- und nebeneinander. Hier wird eine kleine Wohnbude neben einem trotzigen Adelssitz auf der einstigen Durchfahrt zum Herrenhof errichtet, dort das Adelshaus selbst durch Um- und Anbauten zum kleinbürgerlichen Miethaus verändert. Doch gibt es Züge, die schwerer verwischbar in den Stadtplan eingegraben sind. So charakterisieren die Duderstädter Ackerbürgerhäuser — Abb. 95 —, auf die Stiehl²⁾ zuerst hinwies, mit ihren bis in die „Hinterstraße“ durchgehenden tiefen Parzellen die Hauptbevölkerungsart der Ackerbürgerstadt eindringlich, an den angerartigen Hauptstraßen die Wohnhäuser, an den Hinterstraßen Durchfahrten, fast fensterlose Scheunen und Ställe. Wer denkt nicht an die Scheunenviertel mancher Großstädte oder die Judengassen und Viertel mit ihren abgeschlossenen Toren in Mainz,

¹⁾ Nach Gurlitt, Historische Städtebilder: Breslau (Ernst Wasmuth A.G. Berlin). ²⁾ Stiehl: a. a. O. und: Die Sammlung und Erhaltung alter Bürgerhäuser.



Abb. 92 Pappenheim (nach Photographie von Hirthe, Schwabach)¹⁾

¹⁾ Nach Götz, Frankenland (Monographie Land und Leute, Velhagen & Klasing).

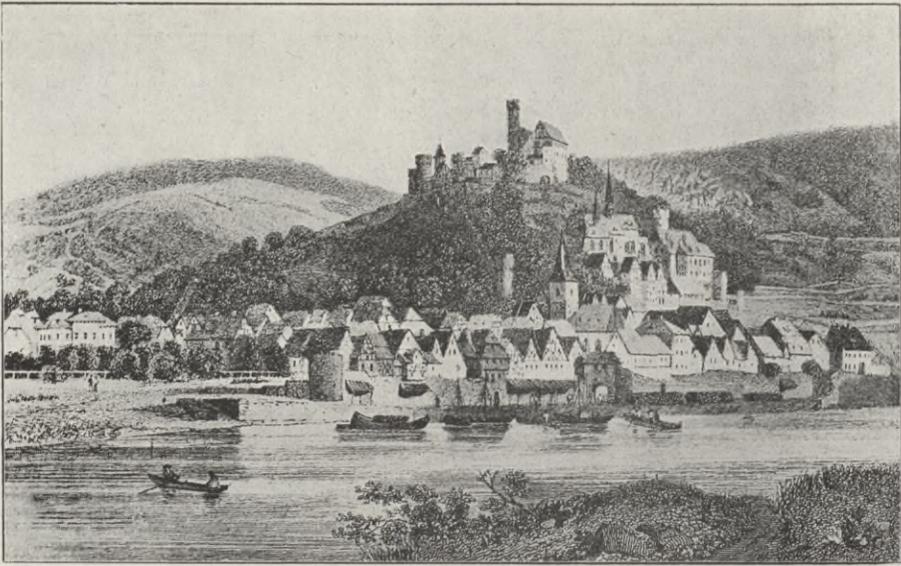


Abb. 93 Burg Hirschhorn am Neckar im Jahre 1840¹⁾

Frankfurt, Worms u. a. Städten, an die Wohnviertel eingewanderter Holländer, Hugenotten oder auch an die Gerber- und Fischerbrüche und sonstigen Handwerkerstraßen.

An solcher reizvollen Mannigfaltigkeit stehen die ostdeutschen Städte den westdeutschen vielfach nach. Hier handelt es sich meist um planmäßige Neugründungen, in denen neben den Volksbürgern Handwerker und Krämer das Charakterbild des Stadtganzen bestimmen, die Ansiedlung der Grundherrschaft aber oft unter bitteren Kämpfen



Abb. 94
Plan von
Karlsruhe
(Oberschlesien)

Nach
Wolf a. a. O.

¹⁾ Nach Ebhardt a. a. O. (Ernst Wasmuth A.G. Berlin).



Abb. 95 Ansicht der Hinterstraße von Duderstadt¹⁾ (in eigener Aufnahme Stiehls)

im Weichbild der Stadt nicht zugelassen wird. So wurden in Wismar z. B. genaue Vereinbarungen getroffen, unter denen der Landesherr den dortigen Fürstenhof bewohnen durfte.

Antiker und fremder Einfluß, bevorzugte Stellung Westdeutschlands.

Schon wiederholt wurde auf die Bedeutung der Kreuzzüge hingewiesen. Die Handelswege von dem Orient gingen nach diesen Ereignissen über Italien und die seit der Niederwerfung der Römerherrschaft latenten Einwirkungen antiker Kultur verstärken sich in hohem Maße und wurden den Zeitgenossen bewußt.

Die römischen Kulturstätten waren in der Völkerwanderung verwüstet oder verkommen, was sich aus ihren Ruinen entwickelte war etwas anderes, war eigenwillig germanisch, freilich auch höchst primitiv, soweit wir das beurteilen können. Nun setzte wieder überlegener antiker Einfluß ein und er hat Deutschland nicht frei gelassen bis auf unsere Tage.

Jenseits der Elbe lag in jenen Zeiten Kolonialgebiet, frei von fast jeder Tradition, das heißt also von antiker Kultur. Auch hier führte erst nach den Kreuzzügen die Berührung mit antiker Kultur zu vermehrten Bedürfnissen, ohne die kein städtisches Gemeinwesen aufblühen kann.

Es ist klar, daß nach der ganzen historischen Entwicklung Westdeutschland bevorzugt sein mußte. Dies bereitet sich schon seit der Zeit vor, als die fränkischen Herrscher bei ihren „im Umherziehen“ betriebenen Regierungsgeschäften die römischen Stadtrümmer zu Pfalzen ausbauten. Wohl trennte sich schon damals höfischer und kirchlicher Charakter der frühen Siedlung, Handel und Gewerbe bedurften aber beide, Kirche und Fürst. Uralte Techniken, uralte Materialkunde vermittelten sie. Auf den Wanderungen, die fertige Waren und Rohmaterialien nahmen, wurden die Stätten klassischer Kunst und Kultur berührt. Kam der fremde Einfluß nicht vom Süden, so drangen neue Anregungen von Westen herein. Und wieder war es, von den Zeiten der Gotik abgesehen, fast immer mittelbare klassische Kultur. Auch Unterströmungen sind vorhanden, so z. B. Einflüsse des fernen chinesischen Ostens, auf die wir gelegentlich kommen werden, aber sie gehörten nicht zu jenen Unterströmungen, die die Wohnkultur ganzer Geschlechterfolgen umgestalten konnten.

Es ist auch viel äußerliche Ausländerei zu finden, was mit Recht verurteilt wird. Freilich sollte man nie vergessen, daß Deutschland ohne eigentliche Naturgrenze ein

¹⁾ Nach Stiehl, Wohnbau a. a. O.

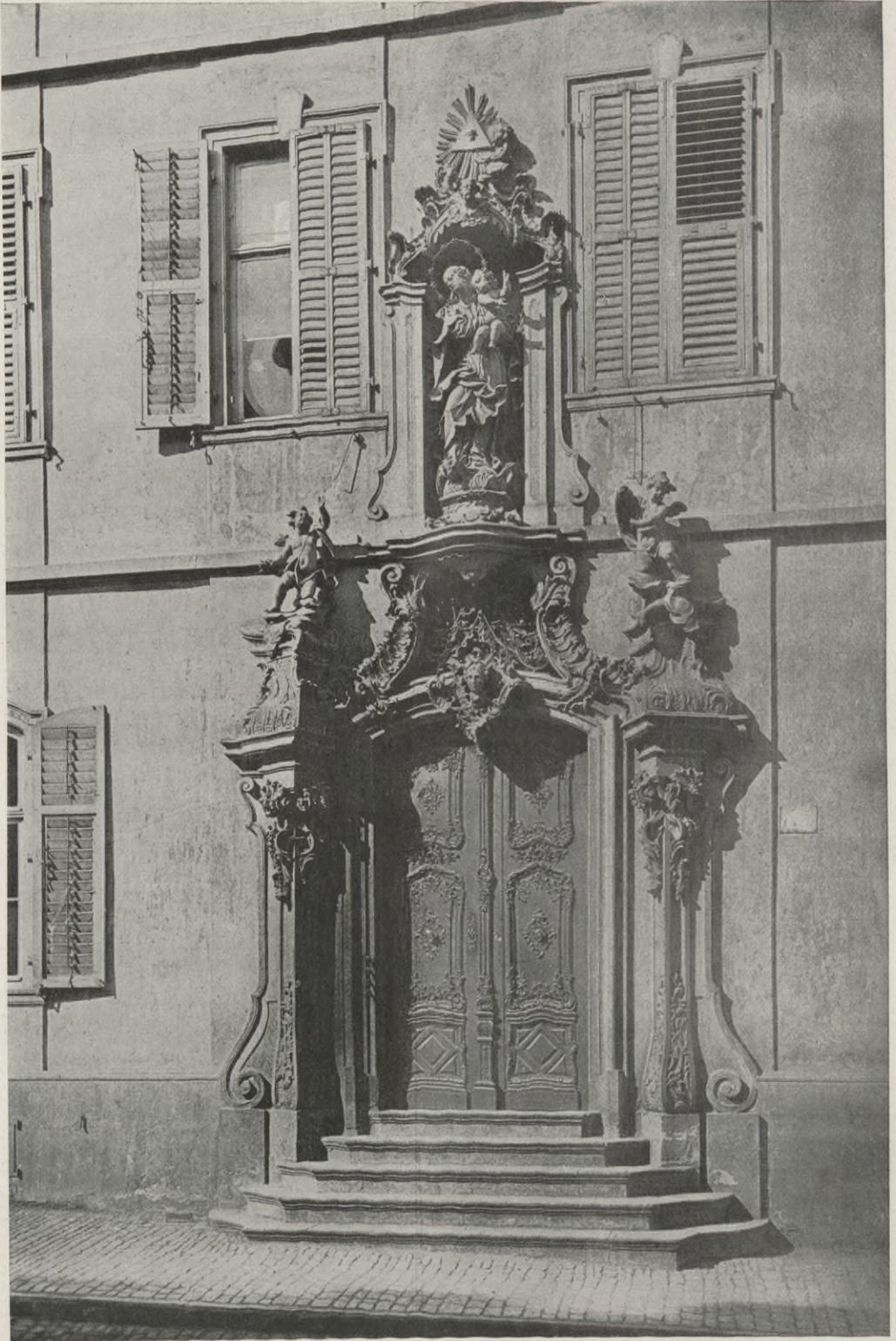


Abb. 96 Würzburg, Theaterstraße 4, Portal
Nach Gurlitt a. a. O. (Ernst Wasmuth A.G. Berlin)



Abb. 97 Haus Merck und Göbler (Moers). Alter Wandrahm 20/21¹⁾
 Nach Zeichnung von Ebba Tosdorpf, 1886, Museum für Kunst und Gewerbe

Zentralland, ein Durchgangsland ist, in das fremde Kultur viel ungehinderter strömen konnte und heute noch strömt, als z. B. nach England. Dem schwerfälligen, eigenbrödlischen Charakter unseres Volkes war es oft dienlich, hin und wieder von der ruhigen Entwicklung geschlossener Staatengebilde, wie Frankreich, Holland und England, zu lernen. Was auch das stadtbürgerliche deutsche Wohnungswesen neben dem Schloßbau gerade dem differenzierten Wohnbedürfnis Frankreichs namentlich im 18. Jahrhundert verdankt, soll noch gestreift werden.

Der Einfluß Italiens war immer mehr dekorativer Natur. Die Grundzüge der Wohnkultur blieben dieselben, als man dazu schritt, italienische Formen zu den Gebilden der deutschen Renaissance umzumodeln, das sahen wir schon beim Schloßbau. Und auch später blieb die italienische Kunst eine Kunst der Fassade, der dekorativen Umkleidung mittelalterlicher Laufgänge in den Höfen, der äußerlichen Form im Innern. Erst der verfeinerten Wohnkultur Frankreichs blieb es vorbehalten, die Raumgestaltung des deutschen Stadthauses zu vertiefen. Bietet doch z. B. für höhere Ansprüche an Wohnlichkeit und für das Bedürfnis, der Natur näher zu kommen, das französische Hotel eine geradezu ideale Lösung, die kein deutsches Renaissanceschloß oder Patrizierhaus vorher fand. Letzteres, wie das Bürgerhaus überhaupt, gibt den italienischen, französischen und holländischen Einfluß mehr in der Ausgestaltung der Fassade, nicht der Raumkomposition wieder. Wir werden noch sehen, wie konservativ man die alten norddeutschen Dielen bewahrte. Erst später dringen hier Verfeinerungen in Grund- und Aufriß ein. Mit solchen Verfeinerungen ist dann auch nicht selten vornehme Zurückhaltung in der Komposition der einst so überladenen Fassaden verbunden, in deren schlichten Formen z. B. nur ein Portal als besonderes Schmuckstück hervorgehoben wird, so bei einem Hause der Theaterstraße in Würzburg, Abb. 96, oder am alten Wandrahm in Hamburg, Abb. 97, und

¹⁾ Nach Melhop, Althamburgische Bauweise (Hamburg, Boysen & Maasch, 1908).

— um nur noch ein Beispiel zu bringen — in der Herrenstraße zu Freiburg, Abb. 98. Mag sein, daß Schmerber Recht hat, wenn er auch hier auf Pariser Vorbilder hinweist. Die Art aber, wie dieser schöne Baugedanke durchgeführt wird, können wir doch wohl als gut deutsch und als für unsere moderne Entwicklung von höchster Vorbildlichkeit ansprechen.

Äußere Politik und Entwicklung der Städte.

Es würde zu weit führen, die Zwischenstufen in der Entwicklung der Stätten bis zu den mit eigenem Stadtrecht begabten Städten zu erörtern. Neben den sozialen Kämpfen spielen die politischen Gegensätze von Kaiser- und Königtum, Kirchen- und Lehnsfürsten hier die ausschlaggebende Rolle, wobei die Stadtherrschaft der Bischöfe in der Frühzeit besonders gewann und oft segensreich wirkte. Doch auch hier zeigt sich bald der selbständige Stadtgeist. Man fing an, innere und äußere Politik zu treiben, man ergriff Partei gegen die Kirche für deutsch gesinnte Könige, man strebte nach selbständigen Rechten, nach Freiheiten, was die Kaiser im eigenen Interesse oft unterstützten. Sicherlich sind neben bekannteren Einflüssen der großen mittelalterlichen Städtebunde auch manche verborgene Züge zu entdecken, welche diese Bündnisse von Städten zu Schutzgenossenschaften gegen Seeraub und Strandrecht, Unwesen der Raubritter und Fehderecht, sowie zur Verfolgung eigener Interessen in der Entwicklung des Wohnbaues charakterisieren. Manches für unser Gebiet Interessante haben z. B. die hanseatischen Forschungen zu Tage gefördert, aber es sind nur Bausteine zu einer Geschichte des deutschen Hauses, die aber zeigen, wie der rege Handelsverkehr der Hansa mit Italienern, Griechen, Portugiesen, Franzosen, bei seiner Ausdehnung vom hohen Norden bis zum Orient, internationalem Einfluß die Wege bereitete.

In ähnlicher Weise wie die Hansastädte verbanden sich beispielsweise 1376 42 Städte des mittleren und südlichen Deutschlands zum schwäbischen Städtebund gegen fürstliche Städtebedränger und Adel, dem sich wieder adlige Rittergesellschaften entgegenstellten. Aus den greulichen Fehden gingen die letzteren siegreich hervor, so daß mit dem Landfrieden von Eger 1389 die selbständige Entwicklung vieler einst blühender Städte auf lange Zeit verhindert wurde. Hier liegen noch weite Gebiete für die Hausforschung offen.

Es ist erklärlich, daß diese großen politischen Kämpfe, die zu den inneren Bürgerzwisten traten, einer einheitlichen Entwicklung des bürgerlichen Wohnwesens entgegenarbeiten mußten. Wenn trotzdem die sichtbare Kultur des Mittelalters in den Städten unvergleichliche Schöpfungen hervorbrachte, die noch heute Deutschland zum Land der Städte machen, so muß gerade in diesem Geiste für die moderne Weiterentwicklung des Wohnbaues die Hauptquelle gesucht werden. Konnte auch die Gesamtentwicklung der Städte keine einheitliche sein, so geben sie doch wieder in baulicher Hinsicht einem Hauptgrundsatz Ausdruck, dem Unterordnen des Einzelnen unter die gemeinsamen Interessen und unter den Schutz der gemeinsamen Arbeit. Sie betonen die bürgerliche Gleichberechtigung im Stadt- und Straßenbild. Ein hohler, parvenuehafter Individualismus des Hausbaues, der unsere modernen Städte direkt charakterisiert, tritt fast nirgends störend hervor. Hebt sich ein Haus von dem anderen heraus, so kann man mit Sicherheit auf eine bedeutende Persönlichkeit schließen. Man ziehe einmal in unseren Großstädten solche Schlüsse einer gesunden Logik! Diese — ich möchte sagen stadtrepublikanische — Gesinnung spricht sich in Größe und Form der Häuser und ihrer Bauplätze, in der Ruhe der Architektur, der Gleichartigkeit der Dachbildung, durchgängigen Höhe der Firstlinien und manchem anderen aus, auf das im einzelnen noch zu kommen ist, es sei hier einstweilen auf die Abb. 99—101 verwiesen. Das Mäcenatentum und der Ruhmsinn der italienischen Städte konnte bei der ganz anderen Entwicklung der deutschen keinen günstigen Boden finden. Aber trotzdem zeigt die Geschichte, daß das Städtewesen in Deutschland von vornherein zum Mittelpunkt hoher Kultur bestimmt gewesen ist. Es muß deshalb



Abb. 98 Freiburg i. Br., Herrenstraße 33. Stil Louis XVI.
Nach Lambert-Stahl, Architektur von 1750—1850 (Berlin, Ernst Wasmuth A.G. Berlin)

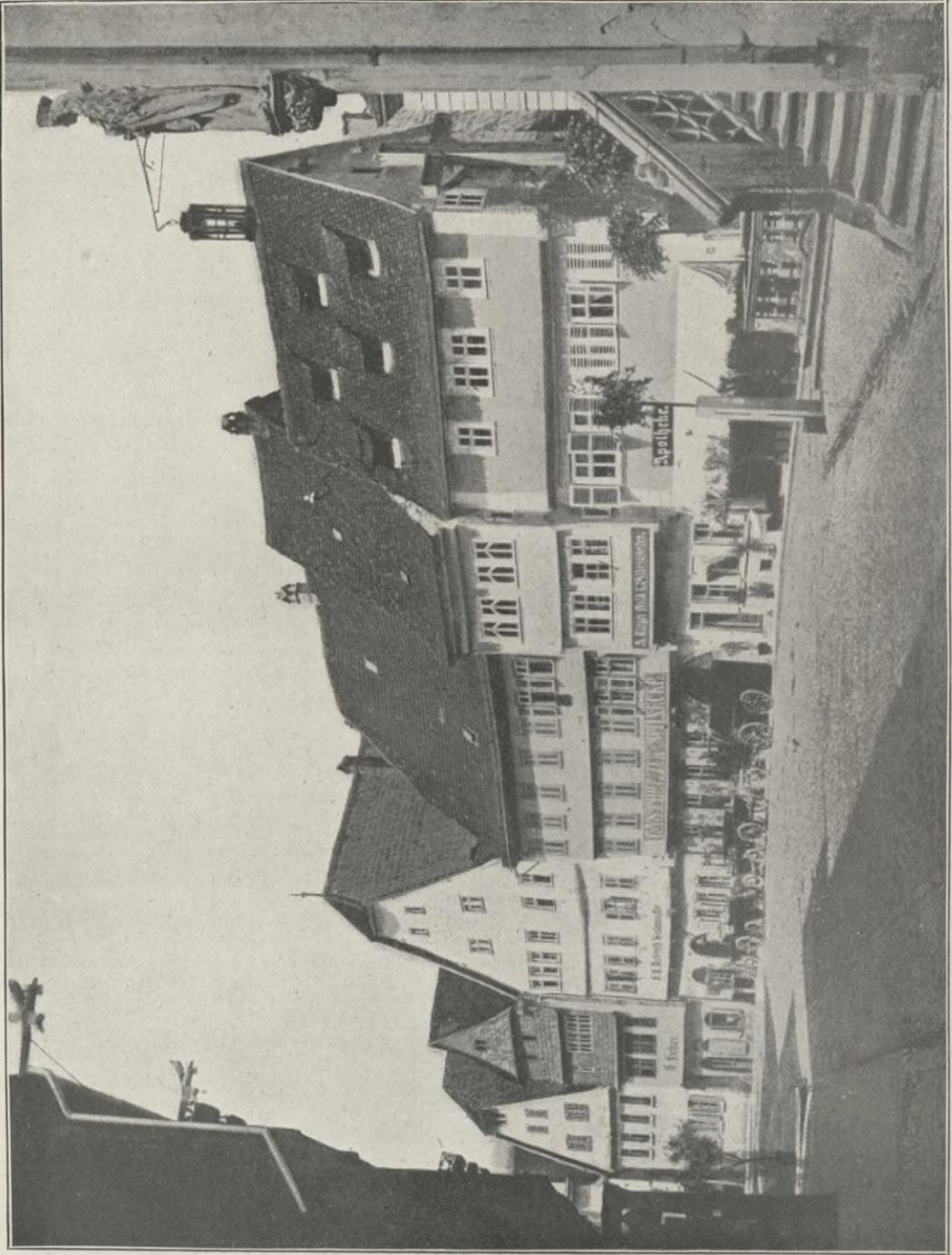


Abb. 99 Ochsenfurt. Nach Cohn, Alt-Nürnberg und das malerische Frankenland (Berlin, Verlag für Kunstwissenschaften)

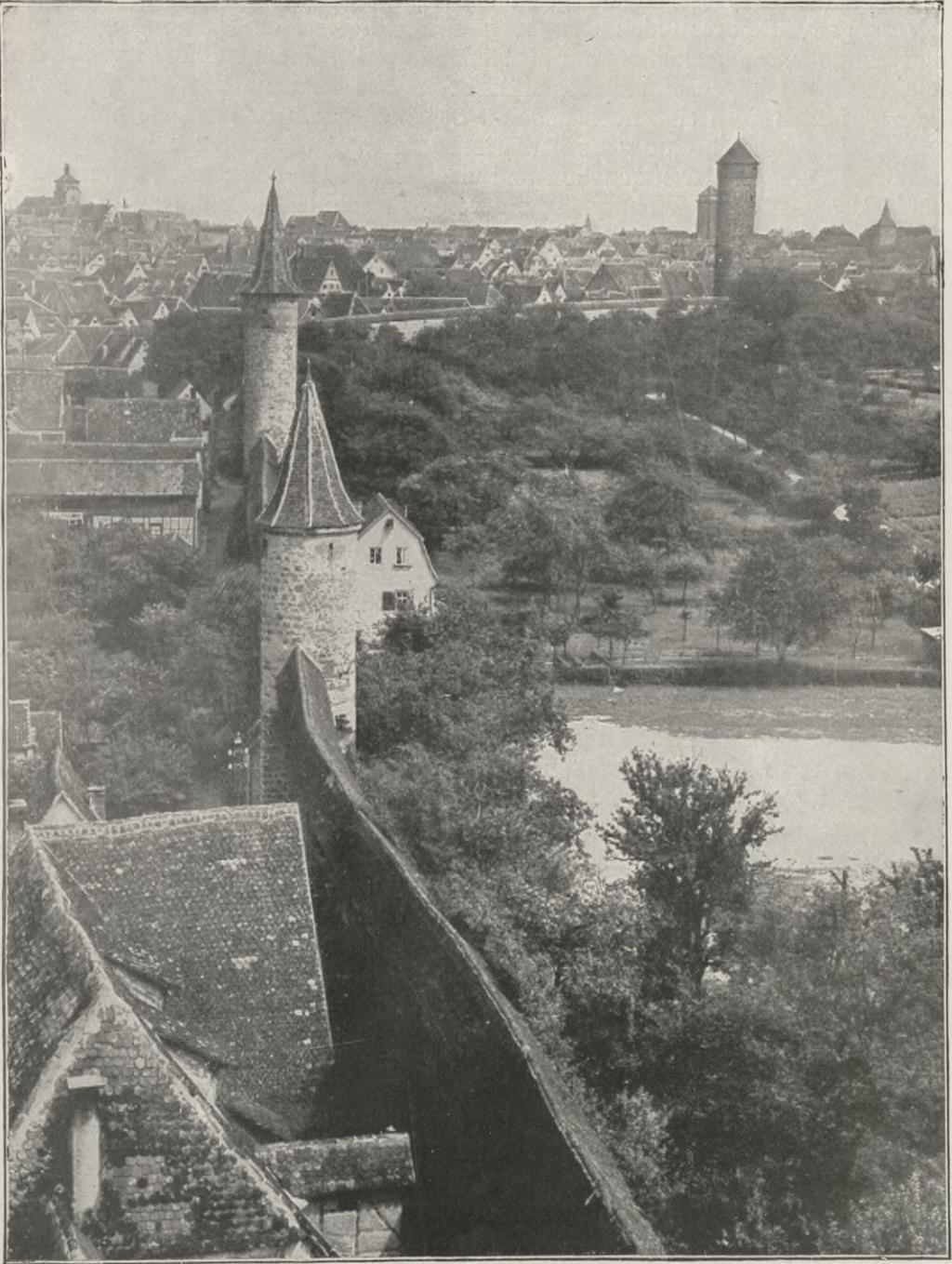


Abb. 100 Rothenburg o. T., Ansicht der Stadt mit Stadtmauer
Nach Hermann, Aus guter alter Zeit (Berlin, Vita)

erst in den Städten das arg darniederliegende deutsche Wohnungswesen gekräftigt werden, ehe auf eine dauernde Besserung der gesamten Wohnungskultur zu hoffen ist.

Vergegenwärtigt man sich, wie gesagt, diese fortgesetzten Umwälzungen, so kann man die Hast unserer Tage keineswegs als stichhaltige Begründung dafür ansehen, daß der Tiefstand unseres jetzigen Wohnbaues erklärlich sei. Trotzdem damals zu allen sozialen Neubildungen auch noch eine nach unseren Begriffen kaum zu fassende politische und persönliche Unsicherheit, eine ganz barbarische Kriegsführung, das Fehde- und Faustrecht, die Aufregungen der Inquisition und viele andere Greuel kamen, schufen frühere Jahrhunderte selbständige Wohntypen, die von den schlichtesten bis zu den reichsten Variationen Zeugnisse einer Baugesinnung sind, um die unsere Zeit jene fernen Tage beneiden muß.

Mehr noch als das Streben der Kaiser nach Hausmacht hat für die Entwicklung Deutschlands die Territorialgewalt der Fürsten tiefgehenden Einfluß geübt. Abgeschlossene, dynastische Gebilde, partikulare Staatswesen entstanden, ja selbst die Grafen machten erbliche Besitztümer aus ihren Gauen. Und wer sie durchwandert, sieht, trotz aller Gesetze gemeinsamen Stilempfindens, überall dies Streben nach Eigenart im Siedlungsbild gewahrt.

Zu allen politischen Wirrnissen, Zollbeschränkungen, Bedrohungen der handeltreibenden Städte durch Raubritter und eifersüchtige Territorialherren kamen Seuchen, wie die Pest und ihre Begleiterscheinungen. Die Judenverfolgungen, blutige Bürgerkämpfe der Handwerker mit den Partriziern, der Geschlechter untereinander erschütterten das innere Stadtleben, wilde Bauernkriege, furchtbare Feuersbrünste bedrohten den Besitz der Städte.

Die kirchliche Spaltung durch eine Mehrheit von Päpsten, das weltliche Leben der Geistlichen und allerlei Schäden trugen auch religiöse Sorgen in die Massen. Schon im 15. Jahrhundert schreitet furchtbare religiöse Erbitterung mordend und brennend durch deutsche Lande. Hinzu kamen fortgesetzte dynastische Erbfolgekriege und offen wurden die Interessen des Reiches zugunsten der Vergrößerung der Hausmacht preisgegeben und wie Biedermann in seiner Volks- und Kulturgeschichte sagt, ein unwürdiger und für die Reichsgewalt verderblicher Schacher um die Krone bei jeder neuen Wahl getrieben.

Trotz all diesen Wirrnissen hatten jene Zeiten eine blühende Wohnkultur, eine Stadtekraft, die nie wieder erreicht wurde, gegen die die unsrige, trotz ihres äußeren offiziellen Prunkes, arm und schwach erscheint. Wir haben heute eine festgeschirmte Reichsresidenz, wir haben gewaltige Menschen- und Steinanhäufungen, moderne Städte genannt, aber noch ist sehr wenig zu spüren von einer einheitlichen Baukultur, von einheitlich-charaktervoller zurückhaltender oder auch reicher Schönheit, statt dessen protzige Treibhausblüten oder häßlichste Nützlichkeitsware, äußerliche Nachäffung vergangener Pracht und das armselige Schlagwort, daß wir gegen die Schäden der Boden- und Baupekulation wehrlos seien.

Welch unsagbare Wirrnisse bringt die Geschichte der Reformation. Die Bilder der blutigen Religionskriege tauchen auf. Die kaiserliche Macht kämpft gegen die Fürsten und umgekehrt, die Fürsten bekriegen sich untereinander und keine Partei verschmäht es, fremde Söldner, ja ganze Nationen aus fremden Ländern zu rufen. So brach nach vielen blutigen Streiten die große Katastrophe des 30 jährigen Krieges über Deutschland herein und führte zu einem Kriege, in dem fast ausschließlich nur noch „Fremde mit Fremden auf deutschem Boden“ kämpften. Weder Freund noch Feind hatte ein Interesse an irgendwelcher Schonung des Landes. Je mehr die Länder verwüstet, die Völker hingeschlachtet wurden, je mehr wurden die Hilfsquellen der Gegner erschöpft.

Wenn man bedenkt, was Deutschland und im besonderen Mitteldeutschland bei diesem Auf- und Abwogen der feindlichen Heere gelitten hat, muß man nur immer von neuem die geheimnisvollen Kräfte bewundern, die in unserm deutschen Volke schlummern und kann bei der Fülle der uns überkommenen Denkmale einer großen Baugesinnung den Glauben an eine bessere Zukunft des bürgerlichen Hausbaues nicht verlieren.

Abb. 101
Crossen,
Westseite des
Marktplatzes



Nach
Brinckmann
a. a. O.

Für ein geschultes Auge weist das Bild einer alten Stadt durch die Sprache ihrer Wohnbauten auch auf die politischen Schicksale des Gemeinwesens hin. An der großen Anzahl, an der künstlerischen Reife und Durchbildung von Bauten derselben Gattung ist leicht zu sehen, ob die Stadt sich eines längeren Friedens erfreute, in dem Wohlstand und Handel blühten, oder ob Krieg von außen oder Bürgerfehde im Innern ihren hemmenden Einfluß auf den Hausbau übten. Für den Freund der Baukunst ist es oft von größter Bedeutung, solche Beziehungen zur Geschichte, solche Rückwirkungen der großen Politik zu entdecken. So hat z. B., wie Struck¹⁾ hervorhebt, die Blockierung der Elbe im Kriege zwischen Frankreich und England, Anfang des 19. Jahrhunderts, auf Wohlstand und Handel der alten Hansestadt Lübeck einen sehr günstigen Einfluß geübt, wie dies an den Bauwerken der Stadt deutlich zu erkennen ist, im Gegensatz zu der vorausgegangenen Barockzeit, welche für Lübeck nicht dazu angetan war, den Hausbau besonders zu fördern. Daß auch religiöse Maßregeln der Stadtpolitik Stadtbild und Hausbau beeinflussen, zeigt wiederum Lübeck. Während z. B. in Bremen und Danzig der Einfluß niederländischer Renaissancekunst noch heute dem Stadtbild das Gepräge gibt, wehrte sich Lübeck gegen die Aufnahme der Niederländer aus religiösen und politischen Gründen, so daß die alte Hansestadt verhältnismäßig wenig Bauten niederländischen Renaissance-Einflusses aufzuweisen hat. Wie sehr kirchlicher Einfluß von allem Anfang an in den Städten sich geltend machte, zeigen die Einwirkungen des Klosterbaues auf die Städte. Viele Städte kristallisierten sich ja ursprünglich um Klöster, wie Fulda, Corvey, Erfurt u. a. Manche Stadt, wie Passau, Salzburg, Brixen haben noch heute völlig den Charakter der Bischofsstadt. Auf die Bedeutung der Bettelorden für das städtische Leben wurde schon hingewiesen, ebenso auf die Tatsache, daß zur Zeit der Gegenreformation und des Barocks namentlich in Süddeutschland und Österreich die zweite Blüte des Klosterwesens durch hervorragende Schulung der Bauhandwerker wesentlichen Einfluß auf den bürgerlichen Hausbau gewann und die äußere Erscheinung jener Städte geradezu harmonisch gestaltete. Freilich geht auch, wie Gurlitt, Göbel²⁾ u. A. eingehend erörtern, mancher tüchtige Zug deutscher Bürgerkraft verloren. Italienische Architekten werden nicht nur von Fürsten, sondern auch von reichen Kaufleuten mit Aufträgen überhäuft. Die Studienreisen deutscher Baumeister nach Italien begannen, mit ihnen die Zeit der Theoretiker, der dickleibigen Folianten über Säulenordnungen und oft so mißverständlicher ausländischer Formengestaltung. Und doch! Wie anmutig und deutsch sind die hunderte und

¹⁾ Struck: Das alte bürgerliche Wohnhaus in Lübeck. ²⁾ Göbel: Das süddeutsche Bürgerhaus.

Modell A. auff die Piazza N^o 3.

*Bedoch Zuerfparung Kosten, stehet Männiglichem, frey, die Schwülbogen von Quader oder Rauben-
steinen zubauen, nur das diese in Fresco das ist in frischen Kalk, wie indem sibriß, den Quader-
steinen ähnlich gemacht, welches vor dem Regenwetter beständig und unveränderlich bleibt, wie
auch die Schwülbogen eben nicht mit Stein gewölbt sein können, sondern allein durch Gipfnerck, einem
Gewölb ähnlich gemacht werden können*

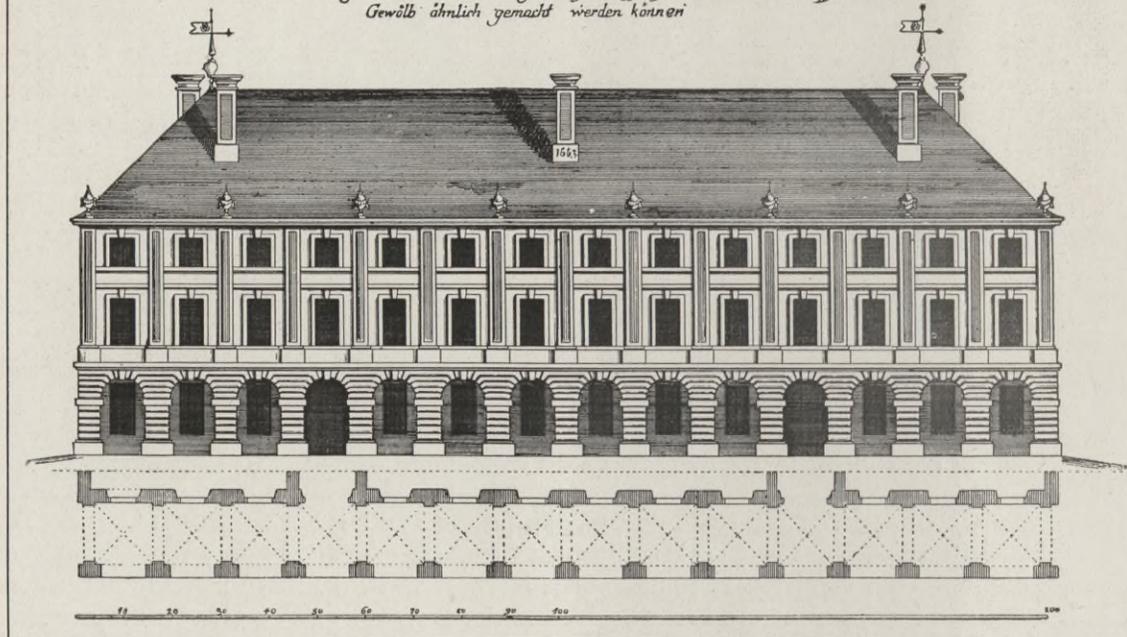


Abb. 102 Mannheim, Hausmodell A (um 1660)¹⁾

aberhunderte Stadtbilder der Barock- und späteren Zeit, namentlich im Westen und Süden unseres Vaterlandes.

Aus den vielen Kapiteln der Stadtpolitik sei hier nur noch auf das Befestigungswesen und seine hygienischen Nachteile hingedeutet. Mit der historischen Notwendigkeit, das Stadtwesen nach außen abzuschließen, waren Bodenpolitik und Wohnungshygiene in ganz bestimmte Fesseln gelegt, war die Entwicklung des Ideals eines freistehenden Einfamilienhauses unterbunden. Muthesius betont die Unterschiede des kommunalen Lebens der Städte Englands, welche schon im 13. und 14. Jahrhundert zurücktreten. Bürgertum und Adel stehen in England nicht in scharfem Gegensatz. Beide verteidigen das Interesse der Volksrechte gegen das Königstum. Die deutsche Stadt hatte sich nicht nur gegen die weit stärkeren inneren Einflüsse des Landesregimentes zu wehren, sondern gegen Raub, Fehdelust und Übergriffe des Adels. Es gibt Jahrhunderte, in denen diese drei großen Kulturfaktoren — Staat, Adel und Stadt — feindlich sich bekämpfen. Die englischen Städte konnten sehr bald auf Abwehrmaßregeln verzichten, sie schützte ein starker Einheitsstaat, freilich sank damit auch ihre Bedeutung, was schon der Mangel an städtischen öffentlichen Gebäuden in England beweist. Das Ausreifen der Hausbaukunst wurde dafür auf breitere Basis gestellt. Das im offenen, ungeschützten Gebiet liegende englische Landhaus entwickelte sich in aller Ruhe durch Jahrhunderte. Dies ist ein völliger Gegensatz zu Deutschland. Deutschland ist eben ein Land der auf sich selbst gestellten Städte, die späterhin die Ideale stolzbürgerlicher Kraft verkörpern. Die Stadt mußte aber deshalb im Mittelalter befestigt sein und in vielen Städten engten bis ins 19. Jahrhundert Festungswälle die älteren Teile ein. Solche Entwicklungsvorgänge wirken natürlich auf die Art des Wohnungswesens ein. Mit der Wohndichtigkeit fand eine Verseuchung des Bodens statt, weil man ein geordnetes Kanalisationswesen nicht kannte und

¹⁾ Nach Berendt, Die einheitliche Blockfront (Berlin, Bruno Cassierer).

das Pflaster sehr mangelhaft war. Die ohnehin engen Höfe wurden überbaut, die Einschränkung an Wohnraum wurde selbst in wohlhabenderen Kreisen immer größer. Ein Beispiel der Schattenseiten dieser Entwicklung gibt Danzig, wo man noch 1901 nach einer Magistratsstatistik 16 803 einräumige Wohnungen zählte, von denen noch dazu 3436 mehr als 5 bis zu 14 Bewohner hatten und 1310 dieser Wohnungen boten für je einen Bewohner weniger als 10 cbm Luft. Bei solchen Zahlen kann man begreifen, daß künstlerische Kulturfragen hinter solchen boden- und sozial-politischen, wie auch hygienischer Natur zeitweise zurücktreten müssen, freilich nur zurücktreten, nicht ausgeschaltet werden sollten. Auch in Danzig und anderwärts ist manch schöner alter Beischlag in stillen verkehrsarmen Straßen nicht aus hygienischen oder sonstigen praktischen Zwangsgründen, sondern einem den Massen suggeriertem geistigen Speerrecht zu Liebe geopfert worden.

Um noch an einem Beispiel aus neuester Zeit zu zeigen, wie sehr politische Maßnahmen den Wohnbau verändern können, sei auf die jetzige Entwicklung in Hamburg verwiesen. Die innere Anordnung des Hamburger Kaufmannshauses mit Kontor, Warenspeicher und Wohnung war durch Jahrhunderte hindurch dieselbe geblieben, so sehr sich auch Formensprache und Schmuck veränderten. Im Jahre 1886 wurde nun Hamburg an das deutsche Zollgebiet angeschlossen und die Stadt in ein Freihafen- und Zollgebiet getrennt. Ersteres wurde völlig umgewandelt, die Speicherbauten verdrängten die schönen alten Wohnhäuser, die sich in ihm befanden, ja schließlich wurde das Wohnen im eigentlichen Freihafengebiet ganz verboten. Die Speicher verblieben allein, die Wohnungen wurden in die Vororte verlegt, die Hauptkontore suchten die Nähe der Börse, verdrängten hier wieder die Wohnungen, bis schließlich die letzte Konsequenz gezogen wurde und eine ganz neue Gebäudegattung, die sogenannten Kontorhäuser, hervorgerufen wurde. So spiegelt sich hier die Stadtpolitik und der neuzeitliche volkswirtschaftliche Zug der Arbeitszerlegung in ganz eigenartigen Verschiebungen des Wohnungswesens wieder. Auch anderwärts treten solche Wandlungen, wenn auch nicht überall so deutlich, hervor.

Erstarken der Territorialgewalt, Segen und Unsegen der Kleinstaaterei, Einfluß höfischer Kultur, Herabdrücken des bürgerlichen Gemeinsinnes.

Vergleicht man die historischen Zustände mit den jetzigen, so ist nicht zu verkennen, daß das Verhältnis von Stadt und Staat vom Standpunkt der Stadt gegen früher in mancher Hinsicht ein ungünstigeres geworden ist. Nicht nur die große politische Selbstständigkeit wurde den Städten vom Staate genommen, auch ihre Kultur ist der staatlichen kaum mehr überlegen, wie dies im Mittelalter der Fall war. Bildeten sich die deutschen mittelalterlichen Städte auch nicht, wie die italienischen, zu Stadtstaaten aus, so vermochten sie doch meist ihr ganzes Interesse, ihre politische Betätigung fast ausschließlich dem eigenen Gemeinwesen zuzuwenden. Das finanziell kräftige Bürgertum hatte in der Hauptsache nur nach der eigenen Seite zu geben. Und gab es der in kleine Machtbereiche zersplitterten Territorialgewalt, so tat es dies meist nur gegen Gewährung von Privilegien wirtschaftlicher oder politischer Natur. Später tritt der Staat mit großen und dauernden Forderungen auf und mindert so die finanzielle Kraft des Stadtbürgertums. Hierin liegt natürlich manche Schwäche der neueren Stadtkultur begründet. Werden für die geforderten Opfer auch viele staatliche Vorteile des Staatsbürgertums gewährt, die selbständige, bürgerstolze Freude am eigenen Gemeinwesen mußte sich abschwächen. Die Blüte der deutschen Städte war ein Segen des sonst so schwer lastenden Partikularismus. Hätte der erwachenden Städtekraft frühzeitig ein großes geschlossenes Staatswesen gegenüber gestanden, so wäre auch eine so herrliche künstlerische Entwicklung nicht möglich geworden. So haben auch heute noch die stadtpolitischen Sonderbestrebungen für die Kultur im allgemeinen und für die Wohnkultur im besonderen ihre Lichtseiten, was der Staatsbürokratismus unserer Zeit nicht immer zu erkennen scheint.

Die von dem Landesregiment in vielem abweichenden Aufgaben führen zum Streben nach Selbstverwaltung. Im 14. Jahrhundert ist in den meisten Orten eigene Ge-

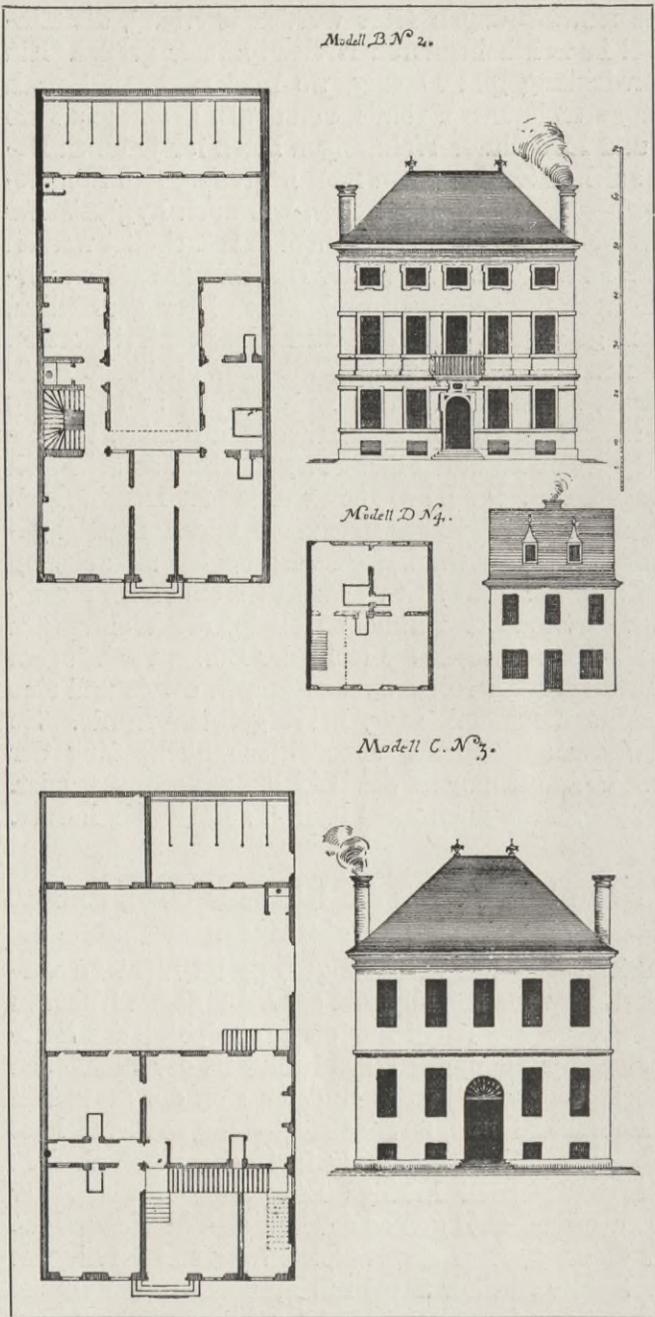


Abb. 103 Mannheim, Hausmodelle B, C und D (um 1660)¹⁾

richtsbarkeit und freie Wahl des Stadtrechts erreicht, die Städte sind in ein unmittelbares Verhältnis zu Kaiser und Reich getreten. Reichsstädte oder freie Städte geworden, was für die Grundherren, die Herzöge, die Bischöfe usw. nicht angenehm sein konnte und oft zu blutigen politischen Kämpfen führte. So trat beispielsweise nach dem Ueberfall der Stadt Mainz durch Erzbischof Adolf von Nassau 1462 dortselbst ein fast jahrhundertlanger Stillstand der Entwicklung des Wohnbaues ein. Mit Untergang der städtischen Freiheit erstarb die erste hohe Blüte der Stadt. Oft aber siegten auch die Städte und gelangten zu großer äußerer Macht. Die kaiserliche Politik war je nach der persönlichen Einsicht des Reichsoberhauptes wechselnd. Brauchte man die städtische Macht gegen die Grundherren, so brachten die Freibriefe wertvolle Privilegien, herrschte eine städtefeindliche Gesinnung, wie bei Kaiser Friedrich II., so wurden Verfügungen erlassen, die den Städten verbieten, Hörige aufzunehmen, Schutzbündnisse abzuschließen, Handwerkervereinigungen zu dulden, Privilegien werden zurückgenommen, Behörden, die ohne Einwilligung der Grundherrschaft geschaffen worden waren, für rechtsungültig erklärt.

Als 1648 der westfälische Friede geschlossen wurde, war Deutschland halb verwüstet, seine Bevölkerung dezimiert, ja ganze Ortschaften völlig ausgestorben.

Die „Souverainität“ der Landesfürsten hält ihren Einzug in Deutschland, die Reichsgewalt sinkt zum leeren Namen zusammen.

Welsches Wesen beginnt die kleinen Staaten und Residenzen zu beherrschen. Was früher ein mannhaftes Bürgertum aus eigenen Kräften, ja gegen den Adel und Fürsten vermochte, suchte es nun durch Hofgunst und Regierungsunterstützung zu erreichen. Die deutsche Bürgerkraft war auf lange Zeit gebrochen. Steife, höfische Zeremonien schüchtern das heruntergekommene Bürgertum ein, nur heimlich kritisiert man den beispiellosen Luxus der „Souveraine“. Wer kennt nicht Schilderungen der rauschenden Feste eines August des Starken, aber

¹⁾ Nach Berendt a. a. O.



Abb. 104 Ludwigsburg, Marktplatz, Mitte des 18. Jahrhunderts¹⁾

auch die selbstherrlichen Gebiete kleinster Länder hatten Hofstaaten von tausenden von Personen und gaben wie Karl Eugen von Württemberg Prachtfeste und Opernaufführungen, die hunderttausende Gulden gekostet haben.

Um den ungeheuren Aufwand zu decken, wurden drückende Kopfsteuern aller Art erhoben, sonderbare Zwangsmittel benutzt, die nicht selten auch beim Aufbau der Residenzen in das Gebiet des bürgerlichen Bauwesens übergriffen. So zwang eben genannter Karl Eugen jeden Amtsbezirk seines Landes in seiner Lieblingsresidenz Ludwigsburg, einem Trutz-Stuttgart, ein Haus zu bauen. In ähnlicher Weise wurde in den bereits S. 126 erwähnten Neugründungen verfahren und durch Modelle — siehe Abb. 102 und 103 — und Bauvorschriften auf einheitliche geschlossene Bilder hingewirkt — vgl. Abb. 104 —. Dasselbe gilt auch von Dresden und einigen anderen älteren Residenzen.

Trotz aller Eigensucht der Fürsten, trotz aller politischen Ausbeutung dieses Zustandes durch das Ausland, trotz aller Nachäffung des Hoflebens eines Ludwigs XIV., ist doch auch wieder Segen aus diesen Schwächen erwachsen. Manche halbvergessene Stadt, manch verwunschener Park gibt heute in deutschen Landen dem Wanderer Kunde, daß diese kleinen Fürstensitze, nicht nur für den Wohnbau, oft Kulturzentren waren und daß diese Dezentralisation der Wohnungskultur bei den vielgestaltigen Unterschieden unseres deutschen Volkes und Landes sicherlich vor den neuzeitlichen Großstädten Vorteile besaß. Diese dürfen bei einer Weiterentwicklung neuzeitlicher Wohnungskultur und Siedlungspolitik nicht unbeachtet bleiben und haben schon, wenn auch mehr theoretisch, Beachtung gefunden.

War auch die alte Städtekraft vorerst gebrochen, suchten die einst so freien und stolzen Bürger auch immer mehr Schirm und Schutz bei Regierung, Kabinetten, Höfen

¹⁾ Nach Lambert u. Stahl a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).

und Fürsten, es konnte auch aus diesen Verhältnissen Segen blühen, ein Segen, der uns in der Geschichte des Wohnbaues freilich nicht mit der stolzen Bewunderung erfüllt, die uns erfaßt, wenn wir der Zeit höchster Stadtblüte gedenken, aber doch ein Segen, der den geschwächten Kräften des Bürgertums so viel Stärkung verlieh, daß man selbst in diesen verausländerten Zeiten Mittel und Wege fand, die fremdländischen Vorbilder selbständiger zu verarbeiten. Gerade der einfache bürgerliche Hausbau jener Tage zeigt halbverborgene und meist unbeachtet gebliebene Züge, die trotz alles fremdländischen äußeren Scheines ein zähes Festhalten an überkommenen Gewohnheiten verraten. Man fühlt in diesen Zeiten des Barock bis zum Biedermeier, sagt Bergner, immer etwas von der fürsorglichen Hand der Regierungen, die den Bürger und seine Bauten abhängiger macht. Die reichen Prachtbeispiele sind meist Imitationen von fürstlichen Schlössern oder Palais, haben nichts von der stolzen Eigenart älterer Patrizierhäuser, auch der einfachere Wohnbau ist nicht so frei wie früher, doch ringt sich der deutsche Sinn für Behaglichkeit, Anmut, für das Malerisch-Poetische immer wieder durch, wobei nicht unbedingt an romantische Unsymmetrie gedacht zu werden braucht. Vielmehr zeigt gerade die Barockkunst, wie diese Lebenswerte sich mit Haltung und Einheitlichkeit der Stadtbilder auf das Glücklichste vereinigen können.

Das Individuelle wird wieder betont, weniger stadt-, als gau- und landweise. Manche eigenartigen Züge entwickeln sich durch das Heranrufen fremder Einwanderer, z. B. in Preußen, zur Urbarmachung wüster Ländereien, zur Hebung der volkswirtschaftlichen Kräfte. Hochinteressant ist auch das von Vogts veröffentlichte Mandat des Kurfürsten Joh. Philipp von Schönborn von 1662, das die Baulust im arg verwüsteten Mannheim wieder heben sollte. Vogts¹⁾ verweist auch auf das Streben im 18. Jahrhundert, einheitliche Vorstädte, wie die Hugenottenniederlassungen waren, zu erbauen und auf die Bedeutung des Planes zur Gründung einer Neustadt in Höchst, die der Mainzer Kurfürst Emmerich beabsichtigte. Hier ist auch an die Holländerkolonien zu denken.

Trotz aller dankenswerten Kulturbestrebungen einzelner deutscher Fürsten blieben die Verhältnisse jedoch enge. Jeder Schlagbaum, jede Landesgrenze war ein Hindernis. Der ausländische Handel Englands, Frankreichs und der Niederlande überflügelten den einst so kräftigen deutschen. Der Rhein im Mittellauf und an seiner Mündung, die Ostseeküsten waren in fremden Händen, der gewaltige städtische Unternehmungsgeist war geschwunden oder er wurde oft durch eifersüchtige Maßnahmen der Landesregimenter beschränkt.

Die Wetterzeichen der nordamerikanischen Befreiungskriege am Ende des 18. Jahrhunderts wurden nicht nur nicht beachtet, sondern zahlreiche deutsche Fürsten verkauften ihre Landeskinder als Söldlinge für diesen Krieg an England, um sich zu bereichern. Erst die französische Revolution rüttelte die deutschen Gemüter auf. Kam es auch im Innern nicht zu nennenswerten Ausschreitungen, so verwickelten die Koalitionskriege doch wieder Deutschland in blutige Wirrnisse. Der Name Bonaparte tauchte auf und als 1801 durch den Frieden von Luneville die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich beschlossen worden war, und die erblichen Fürsten im Schoße des Reiches Entschädigung erhalten sollten, zeigte sich so recht der Geist des deutschen Partikularismus.

Es beginnen die unglücklichen Zeiten deutscher auswärtiger Politik, in denen die gewaltige Volkserhebung der Befreiungskriege keine dauernde Besserung bringt. Eine traurige Zeit der Schwäche und des Niedergangs des politischen und wirtschaftlichen Lebens trat vielmehr nach ihnen wieder ein, die sich auch im bürgerlichen Bauwesen dadurch charakterisierte, daß man die letzten historischen Stiläußerungen beiseite schob und aus Mangel an eigenem Gestaltungsvermögen und innerer Kraft darauf verzichtete, mit Hilfe der überkommenen Tradition selbständig weiter zu schaffen. Die Jagd der Stilimitation begann und rief eine künstlerische Ohnmacht hervor, an der wir noch heute krank sind. Wie sicher äußert sich bei allem fremdländischen Einfluß die gedankenlos soviel bespöttelte

1) Vogts: Das Mainzer Wohnhaus im 18. Jahrhundert.

deutsch-bürgerliche Baugesinnung noch um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, trotz aller politischen und freiheitlichen Lasten, trotz so vieler Mängel und Schwächen in den gesellschaftlichen Zuständen!

Einfluß des Staates bei Wiedererweckung des bürgerlichen Gemeinsinnes und bei Schaffung von Stadtindividualitäten.

Wenn auch der Staat in der späteren geschichtlichen Entwicklung den stolzen Stadtbaugesist nicht immer günstig beeinflusste, so ist dieser nie ganz eingeschlummert. Wer sich je mit städtischer Politik befaßte, erkennt sofort sehr viele Regungen eines gesunden, wenn auch zuweilen übertriebenen Lokalpatriotismus, dem heute nur meist die künstlerische Ausdrucksfähigkeit verloren gegangen ist. Hier sollte der Staat, der so vieles genommen hat, in wohlverstandem eigenen Interesse fördernd eingreifen, nicht formaliter, sondern im Gegenteil durch Gewährung größter Freiheit in der Selbstverwaltung der Städte, durch Beeinflussung der Bodenpolitik und vieles andere. Nur so wäre es möglich, wieder Stadtindividualitäten zu schaffen, deren sichtbare Kultur aus der bürgerlichen Gesamtkultur herauswächst, durch sie bedingt wird. Es ist ein immer wiederkehrendes Schlagwort, daß die Verwüstungen des 30 jährigen Krieges den Verfall deutschen Städtewesens herbeigeführt hätten, sie beschleunigten nur den Verfall, wie die Geschichte der Hanse, der Zusammenbruch der oberdeutschen Handelshäuser zeigt. Der wirtschaftliche Rückgang wurde durch innere und äußere Einwirkungen bedingt. Und kein noch so wohlwollender Merkantilismus der siegreichen Territorialgewalten vermochte den alten Bürgergeist auf die einstige Höhe zu bringen. Staatlich gesicherter Reichtum allein genügte überhaupt nicht, um die städtische Kultur auch künstlerisch zu heben, er kann in dieser Hinsicht sogar Verhängnis werden, wie die Gründerjahre nach 1870 noch heute in ihren Stein- und Eisendokumenten zeigen. Aber auch ein weiteres Entgegenkommen des Staates der Selbstverwaltung der Städte gegenüber bedingt an sich keine Hebung der Wohnkultur. Das große Reformwerk der Stein-Hardenbergschen Städteordnung vom Jahre 1808 hat auf die künstlerische Kultur der Städte keinen belebenden Einfluß geübt. Gerade in den nachfolgenden Jahrzehnten wurden die letzten kärglichen Reste ererbter künstlerischer Herrlichkeit zu Grabe getragen, die sich das Bürgertum aus der Fremdherrschaft politischer und wirtschaftlicher Art noch gerettet hatte. Nur ein Zusammenwirken der Gesamtkultur bedingt eben zu allen Zeiten eine Blüte des Wohnungswesens. Der moderne Staat aber soll an erster Stelle Hüter der Gesamtkultur sein, darum ist er auch an erster Stelle für den jetzigen Tiefstand mit verantwortlich. Geschichte, Bau und Entwicklung der Städte sollten daher der Staatsverwaltung vielmehr geläufig sein, als es tatsächlich der Fall ist und man sollte sich auch nicht scheuen, dem wissenschaftlich arbeitenden Techniker in Deutschland den maßgebenden und verantwortungsvollen Wirkungskreis einzuräumen, den er im Ausland schon vielfach besitzt.

Nur noch ein paar Worte, wie sich bei den Theoretikern früherer Zeit Anschauungen über die Pflichten der Obrigkeit finden, die sie, wie Schmerber richtig bemerkt, mit der modernsten Zeit verbinden. So wünscht Fr. Christian Schmidt in seinem „Bürgerlichen Baumeister“ von 1790, daß die Obrigkeit sich mehr bemühen solle, die Städte zu verschönen. Solche Vorschriften sollen niemals Pracht zum Zwecke haben, sondern gute Anordnung und Verteilung. Niemand dürfe erlaubt sein, ganz nach seiner Phantasie zu bauen, sondern alles solle von einer Art Baukollegium geprüft werden. Freilich rechnet er nur mit Miethäusern bis zu drei Familien! Solche Anregungen fanden im 19. Jahrhundert auch öfter Anklang, wenn auch bürokratisch verwässert oder direkt mißverstanden. Es sei hier unter hundert von Beispielen mit Hirsch¹⁾ nur auf die bezirksamtlichen Akten: „Die Verschönerung der Stadt Konstanz, hier den Abbruch des Hauses zu den drei Säulen betreffend“ hingewiesen, nach denen die in Italien, der Schweiz, Tirol und so vielen Städten des deutschen Südens und Ostens geläufigen Bauweise der Straßenlauben,

¹⁾ Hirsch: Konstanzer Häuserbuch.

welche dem handelnden Volk Schutz gegen Sonne und Witterung gewähren und die Stadtbilder so ungemein verschönen, zur Zerstörung verdammt werden. Dieses für die moderne Weiterentwicklung so überaus wichtige Gebiet wird uns bei Behandlung der sozial-monumentalen Strömungen im 4. Buch noch eingehend beschäftigen.

Gesunde Mittelstandspolitik der Städte und Zunftwesen.

Stadtluft machte frei. Die leibeigenen Handwerker wurden freie Bürger. Diese Wandlungen vollzogen sich natürlich immer unter den bittersten Kämpfen mit anderen Ständen, denen die zunehmende Bildung, der aufblühende Handels- und Gewerbeleiß und die damit zusammenhängende Entfremdung des ehemaligen Ackerbürgertums mit dem Bauernstand für ihre eigenen Interessen begreiflicher Weise als eine große Gefahr erschien. Hinzu traten die Bürgerkriege zwischen den einzelnen Ständen, ja zwischen einzelnen Parteien innerhalb abgeschlossener Organisationen. Die königliche und fürstliche Gewalt griff wie die bischöfliche nicht immer einwandfrei ein, so daß nicht selten wüste Plünderungen und die Zerstörungswut des Pöbels das traurige Ende der Bürgerzwiste war. So gingen große Werte sichtbarer Wohnkultur rettungslos verloren. Dieses soziale Ringen strahlte natürlich auch auf die untersten Volksschichten zurück, wovon die Gesellenkämpfe und Handwerkerzwiste Zeugnis ablegen.

Nicht der Krämer, Großkaufmann, Zwischenhändler war in der mittelalterlichen Blütezeit der Hauptträger der städtischen sichtbaren Kultur, sondern der Handwerker, der an Ort und Stelle direkte nationale Arbeit leistete und dessen Gesamtzahl die übrigen Berufsstände bei weitem überwog. So betrug die Anzahl der Handwerker einschließlich der Landwirtschaft nach von Below für Frankfurt am Main im Mittelalter vier Fünftel der Bevölkerung, heute noch nicht zwei Fünftel. Hierdurch wird auch die Bedeutung des Zunftwesens begründet. Nichts ist aber abhängiger vom Handwerk als das Wohnungswesen. Wie veredelnd die Zünfte in dieser Hinsicht wirkten, wurde schon gestreift, aber sie waren auch mächtige wirtschaftliche Organisationen und das Städteregiment nahm mit vollem Recht jeden Anlaß wahr, um eine gesunde Mittelstandspolitik zu begünstigen. Die Zünfte sorgten dafür, daß ein gleichmäßig verbreiteter Wohlstand der großen überwiegenden Masse zuteil wurde. Das Städteregiment unterstützte diese Bestrebungen, selbst dann noch, als Machtfragen der inneren Politik um die Herrschaft im Rat Klassenkämpfe heraufbeschworen. Die mittelalterliche Stadt ist ein Ausdruck dieser gesunden Mittelstandspolitik und die nie wieder erreichte Höhe des künstlerischen Durchschnittswertes des deutschen Hausbaues spiegelt sich in ihr wieder. Hier also liegen Fingerzeige für eine Reform. Diese Reform aber würde nicht zum Ziele führen, wollte man, wie das wohl schon ausgesprochen wurde, das zunftmäßig Abschließende wieder mehr beleben, die Zeiten haben sich zu sehr gewandelt, die wirtschaftlichen Verhältnisse sind völlig geändert worden, und gerade die spätere Geschichte des Zunftwesens beweist, daß auch auf wirtschaftlichem Gebiet Stilimitationen verwerflich sind. Das Zunftwesen bekämpfte jedes Größerwerden der Betriebe und damit auch Industrie und Großbetrieb. Die Folge war in späteren Jahrhunderten, daß das Ausland mit seinen billigen Industriewaren Deutschland überschwemmen konnte, daß das Handwerk von Handel und Industrie unterdrückt wurde, daß die das Städteregiment ablösende Landesregierung in einseitiger Bevorzugung des Handels, im Merkantilismus, der Fremdländerei Tür und Tor öffnete und daß die moderne Arbeitsverfassung nicht mehr wie früher eine Berufsteilung erstrebt, sondern eine Arbeitzerlegung und damit eine Vernichtung der selbständigen Existenzen, des alten stolzen Handwerkertums. Der „gewinnsüchtige Zwischenhändler“ erlangt das Übergewicht. Im Gebiet des Wohnungswesens heißt er Bodenspekulant und Bauunternehmer. Gelänge es durch aufklärende Organisation der Bauherrschaft, d. h. des Bürgertums, in zweiter Linie erst des Handwerkertums, diesem Spekulantentum zu begegnen, so würde das Fundament zur Reform der städtischen Wohnkultur gelegt sein. Damit würde aber auch die Stellung des nicht als Unternehmer arbeitenden Architekten als Vertrauensperson

zwischen Bauherrschaft und Handwerkertum gefestigt werden. Darüber soll später noch einiges gesagt werden.

Wie früh schon sozial-politische Grundsätze zum Nutzen der Allgemeinheit durchgeführt wurden, zeigen z. B. die genauen Vorschriften der Ziegelhütten von Konstanz und vieler anderer Städte. Die Bestallungen der Ziegler enthalten genaue Bestimmungen über Preishöhe und Materialart.

In ästhetischer Hinsicht brachte das alte Zunftwesen trotz aller unvergänglichen Verdienste mancherlei Nachteile. Die Werkarbeit war unvergleichlich besser als heute, aber die einzelne Genossenschaft bestand auf ihre freie Betätigung am Bauwerk, sie fügte sich nur ungern dem später auftretenden bauleitenden Architektentum. Die Hausbauten der deutschen Renaissance erweisen dies nur zu deutlich, dem großen Könnerdrang der einzelnen Zünfte fällt nur zu oft die Harmonie des Ganzen zum Opfer, wenn man auch trotz alledem das feine Taktgefühl im Unterordnen unter die Gesamtidee hie und da beobachten kann. Das Zunftwesen gelangte in den mächtigen Städten zu voller Blüte, die bis in das 16. Jahrhundert reichte. Eine reiche und kunstsinnige Bürgerschaft hatte ein nach guter Tradition sich weiter entwickelndes selbständiges und fein empfindendes Handwerkertum zur Verfügung, um seine Bedürfnisse nach veredelter Wohnkultur zu befriedigen. Man denke hiergegen an die große Zeit nach dem Einigungskriege von 1870/71. Hier sah sich der plötzlich entstandene Reichtum mit seinem äußerlichen Kunstbedürfnis einem in künstlerischer Tradition und technischem Können völlig unsicher gewordenem Handwerkertum gegenüber.

Neben dem internationalen Kaufmannsgeist verdanken die meisten Städte ihre Blüte der großartigen Idee des Zunftwesens, was schließlich alles beherrschend auftritt. Für den Wohnbau der Städte spielt die Zunft der Zimmerer die größere Rolle. Ihnen treten die übrigen Bauhandwerker an die Seite, so mit Loslösung des Mobiliars die Tischler, die Glaser usw.

Bedeuteten die Zünfte für ihre Mitglieder in der Blütezeit des 15. und auch noch 16. Jahrhunderts eine Versorgungsanstalt, so mußten sie mit ihren strengen Gesetzen einer freien Entwicklung sehr hinderlich werden. Die Anzahl der Gesellen und Lehrlinge war genau für jedes Zunftmitglied vorgeschrieben, eifersüchtig wurde eine allzu große Rührigkeit des einzelnen Genossen überwacht. Diesen Einwirkungen können aber auch die strengsten Zunftregeln nicht entgegentreten und schließlich entwickelt sich an Stelle der später verknöcherten Handwerksgenossenschaften mit ihrem naiven, aber oft bewunderungswürdigen Gemeinsinn das nur auf Gewinn bedachte Unternehmertum, oft verquickt mit kaufmännischen Betrieben. Der Individualismus siegt. Das Material der Gesellen freilich wurde auch in vieler Hinsicht ein anderes. Die Ungebundenheit führte zu Aufsässigkeit und Mangel an Arbeitsfreude. Daß sich die engherzige Abgrenzung der Arbeitsgebiete der einzelnen Zunft auf die Dauer nicht halten ließ, ist begreiflich, zumal in späteren Jahrhunderten ein System der Spionage mit aller Gehässigkeit einsetzt. Die Arbeitslöhne erhöhen sich, die Arbeit wird schlechter. Man sucht, worauf u. a. auch Göbel hinweist, der teuren männlichen Gesellen zu entraten. So werden in den Werkstätten der Gewandschneider, Perlmacher und Seidensticker fast ausschließlich Frauen verwendet, sogar die heutigen Münchener Mörtelweiber scheinen schon Vorgängerinnen gehabt zu haben. Zu diesen Verschiebungen innerhalb der Zunftorganisationen kommen politische und volkswirtschaftliche Einflüsse, so dass schliesslich im Anfang des 19. Jahrhunderts der siegreiche Gedanke der freien Konkurrenz und Gewerbefreiheit der alten Zunft Herrlichkeit ein Ende bereitete. Der künstlerische Erfolg war freilich im 19. Jahrhundert ein recht dürftiger. Auch heute bringt eine schrankenlose Gewerbefreiheit große Gefahren mit sich. In dem vom Korporationsgeist erfüllten Mittelalter, wo sogar Dichter und Meistersänger sich zu Vereinen zusammenschlossen, war das Prinzip der Handwerker-genossenschaften nicht nur natürlich, sondern auch besonders geeignet, in der Blütezeit der Zünfte durch die strenge Arbeitsteilung eine Vertiefung der Werkarbeit bis

zur Handwerkskunst zu bewirken. Hierdurch waren jene bis in die kleinsten Details durchdachten Einzelleistungen im Wohnbau möglich, die z. B. die Kistler Deckenvertäfelungen auch bei schwierigsten Grundrissen selbständig durchbilden ließen.

Verhältnis zwischen Bürgertum und Handwerk.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Tiefstand des Handwerkertums nach 1870 zu einer Entfremdung zwischen Bürgertum und Handwerk führte. Schließlich fand man sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts unter dem akademischen Schlagwort von der Unübertrefflichkeit der Alten oft zu völliger künstlerischer Selbstentäußerung zusammen. Man kopierte und imitierte die alten Stilformen. Bauherren und Handwerker waren sich durch diese gelehrten stilistischen Modeströmungen fremd geworden. Die gemeinsame Grundlage zu einer jedem Staatsbürger verständlichen, wenn auch in ihren Abstufungen von der schlichtesten bis zur reichsten Ausdrucksweise verschiedenen Wohnkultur, war verloren gegangen. Die Stilwut hatte das allgemeine Stilgefühl ertötet. Die Gesinnungstüchtigkeit und das Zusammengehörigkeitsgefühl von Bauherrschaft und Bauausführenden ist von neuem zu stärken, wenn wir wieder charaktervolle Städte, eine deutsche Wohnkultur haben wollen. Das Problem ist also weit tiefer zu fassen, als es auch von manchem Vertreter individuell-stilistisch moderner Künstlerkunst angepackt wird.

Das eingesessene Handwerk der alten Städte war stark genug, um die überkommene Tradition weiter zu bilden, es lernte von den erwähnten antiken Einflüssen, die seit den Kreuzzügen wieder hereinfluteten, von den fremden meist indirekt antiken Einwirkungen, die der gewaltige Handelsverkehr der Hanse mit sich brachte, es lernte, ohne das Ererbte über Bord zu werfen. Der deutsche Bürgerstand jener Zeit war aber auch gesinnungstüchtig genug, die Handwerker in ihrer selbständigen Verarbeitung ausländischer Einflüsse gewähren zu lassen, sie nicht, wie später, zur öden Nachahmung zu zwingen. Freilich war bei alledem die Behandlung der Werkleute, die doch die eigentlichen Künstler waren, eine recht engherzige, wie vielfach auf uns überkommene Bestellungen erweisen, die die Stadträte abschlossen. Viel später, als die deutsche Stadtkraft erlahmte, als das deutsche Bürgertum sich seines Bürgerstolzes begab und die Lebensgewohnheiten von Fürsten und Adel nachäffte, rief man, wie diese, ausländische Handwerker und Architekten in die Städte, um ihnen die Baukunst des reichen Bürgertums wenigstens teilweise zu überliefern. Und doch auch mit Einschränkungen. Die Grundfragen der Baukunst und Baukunde waren nicht nur dem Aristokraten, sondern auch dem Bürger bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts wohlbekannt. Das Verhältnis zwischen Architekten und Bauherren wurde dadurch auf die Basis gegenseitigen Ver-

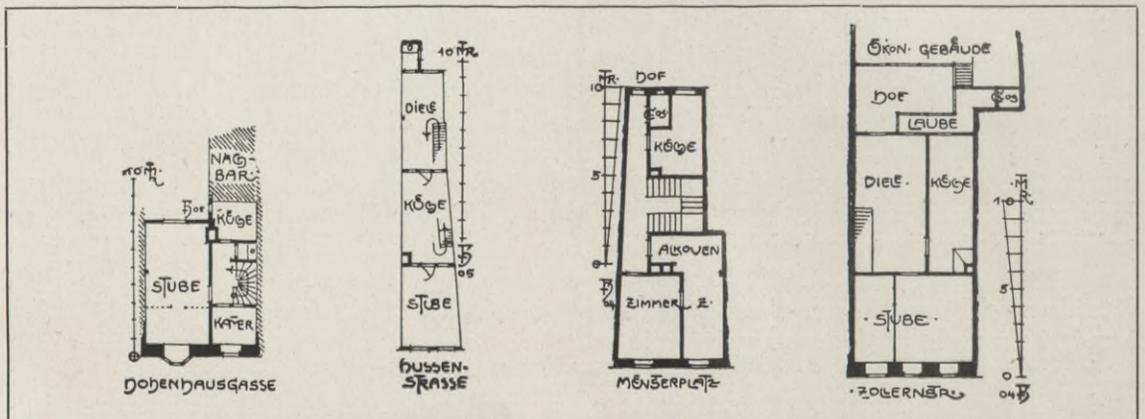
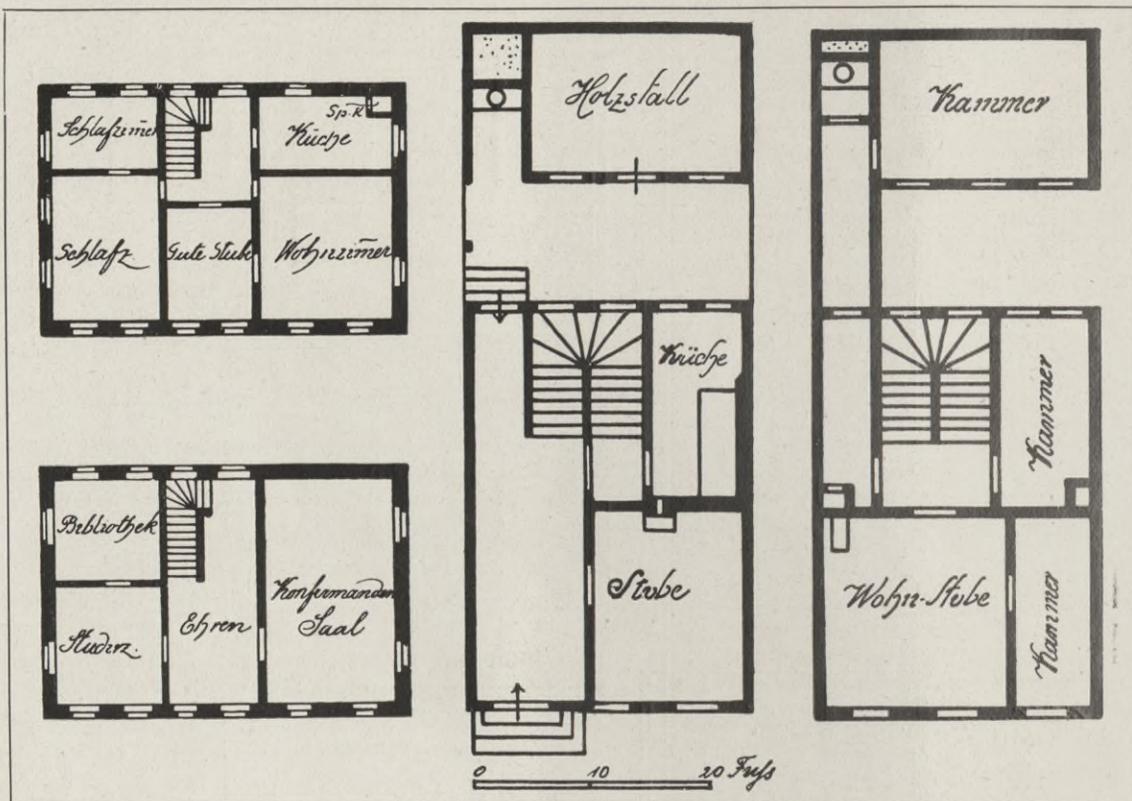


Abb. 105 Obergeschoßgrundrisse von Bürgerhäusern
 Nach Hirsch, Konstanzer Häuserbuch I (Heidelberg, Wintersche Universitäts-Buchhandlung)



Zu Abb. 106

ständnisses gestellt. Der Bauherr war in seinem Bauprogramm sicher genug, manches dem Organismus seines Hauses eingefügt zu sehen, was der gute Architekt als Anregung nur dankbar verarbeiten konnte. Jeder von uns praktischen Architekten weiß, wie schwer es heute ist, Föhlung mit der Bauherrschaft zu erhalten, seien es nun einzelne — oder was meist noch schwieriger ist — seien es vielköpfige Kommissionen. Schmerber meint, man könne eine ganze Literatur zitieren, um zu zeigen, wie im 18. Jahrhundert die Grundlagen der Baukunst dem Bürger immer wieder vor Augen geführt wurden und wie z. B. Konversationslexika das Bauwesen ebenso ausführlich behandelten, als die moralischen Pflichten des Hausherrn über die Anlage der Feldwirtschaft und was sonst für den ehrsamcn Bürger wissenswert erscheint.

Bis in die kleinsten Städte sind die Zeugen dieser intimen Beziehungen zu finden. Ja heute finden wir sie viel unverfälschter oft noch in ihnen, als in schnell anwachsenden Mittel- und Großstädten, auf denen die Herrschaft der Bodenspekulation und des Bauunternehmertums lastet. Deshalb sind für uns heute diese kleinen Städte mit ihren schlichten einfachen Bürgerhäusern so wichtig. Spricht doch aus ihnen bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts eine selbständigere deutsche Handwerkersprache und das Herausbilden typischer Wohnformen. Es sei hier besonders auf die Stiehls Denkschrift entnommenen Grundrisse von Handwerkerhäusern in Lübeck und Colmar — Abb. 107 — hingewiesen. Abb. 105 zeigt, wie infolge örtlicher Einflüsse in Konstanz die Wohnbedürfnisse des zweistöckigen Bürgerhauses im Obergeschoß befriedigt werden müssen. An dem Beispiel des Obergeschoßgrundrisses Zollernstrasse 18 erklärt Hirsch wie durch Fortlassung der Bretterwand der Stube, und der Trennwand zwischen Diele und Küche, eine Zweiteilung des Grundrisses hergeleitet werden kann, ja wie man schließlich zum Einraum gelangt. Das Verlegen der Wohnung nach dem Obergeschoß führt für die Mehrzahl der Konstanzer Häuser auf die Bodenverhältnisse zurück, die einmal eine Unterkellerung bei der Höhe des Grundwasserstandes und der künstlichen Gründung

nicht zuließen, andererseits aber dazu führten, die fehlenden Keller im Erdgeschoß zu ersetzen, denn die fässerfüllenden Weinberge verlangten dies. So bildeten sich die ähnlichen Lebensbedingungen der Handwerker und kleinen Kaufleute einen einheitlichen Haustypus, bewahren ihn aber vor Schematisierung durch die lebendigen Einflüsse von Volkstum und Boden.

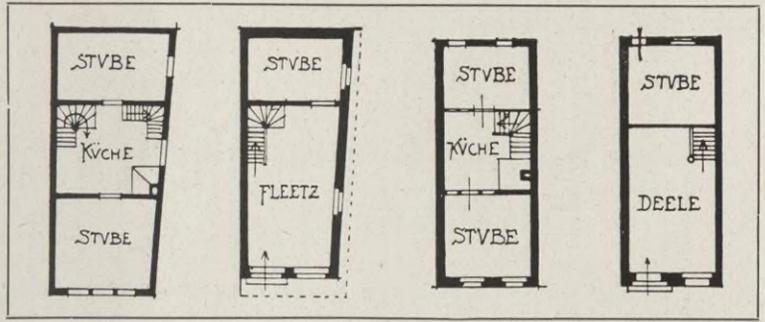


Abb. 107 Grundrisse von Handwerkerhäusern in Lübeck und Kolmar¹⁾

Abb. 106 zeigt dieses Streben nach Einheitlichkeit nach praktischen und theoretischen Beispielen Göbels, man war sich des Typischen in diesen einfachen Bürgerhäusern voll bewusst. Wie sehr man auch im Aufbau von einem bizarren Herausreißen der „Fassade“ aus dem Stadt- und Straßenbild entfernt war, zeigen, trotz aller Individualisierung, die Abb. 108—111. Hier sind noch Zeugen alter handwerklicher Gesinnungstüchtigkeit und freudiger Mitarbeit der Bauherren zu finden, obwohl die geschichtliche Weiterentwicklung der Städte zu vielen gemeinsamen Zügen führte, obwohl sich über ganz Deutschland, im Streben nach verfeinerter Wohnlichkeit, Wohnhausformen herausbildeten, deren Ähnlichkeit das schwächliche Geschlecht der Bauherren und Bauleute des endenden 19. Jahrhunderts zu dem bekannten öden Schematismus verführt haben würde. Es handelt sich eben heute um einseitige Arbeiten der Fachleute und Bauunternehmer, die höchst selten durch verständnisvolle und feinfühligte Mitarbeit der Bauherrschaft eine persönliche Note erhalten.



Abb. 108 Häuser am
Bischofsplatz in
Limburg a. d. Lahn

Nach Caesar, Alte und
neue Baukunst in
Hessen-Nassau (Berlin,
Wilh. Ernst & Sohn)

¹⁾ Nach Stiehl, Die Sammlung und Erhaltung alter Bürgerhäuser, Denkschrift (Berlin, Wilh. Ernst & Sohn).



Abb. 109 An der Regnitz in Bamberg¹⁾

Einfluß von Groß- und Kleinhandel und der Industrie auf den städtischen Wohnbau.

Das Hauptcharakteristikum der mittelalterlichen Stadt ist das Marktrecht und dies greift ganz bestimmend in die Wohnkultur der alten Städte ein. Man braucht mindestens einen großen Platz, meist aber eine ganze Reihe von Plätzen für die einzelnen Gattungen der feilgebotenen Waren, man buchtete auch hin und wieder die Straßen zu solchen Zwecken aus. Die Bürgerschaft strebte danach, sich möglichst zahlreich an diesen Platz-



Abb. 110 Häuschen in Bürgstadt (Unterfranken)²⁾

¹⁾ Nach Götz a. a. O. ²⁾ Nach Schwindrazheim, Unsere Vaterstadt (Hamburg, Gutenberg-Verlag).

und Straßenwänden anzubauen, was wiederum auf die Gestaltung der Häuser selbst wirkte. Die schmalen, tiefen Bauplätze, die hohen Giebelhäuser waren die Folge. Trotz dieser Grundbedingungen für die Aufteilung des Baulandes, trotz der Anwendung bestimmter Muster für die Gesamtanlage bei Neugründungen, z. B. des nordostdeutschen Schemas, auf das Fritz zum ersten Mal eingehend hinwies, und das auf dem Papier eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem rechteckigen Straßennetz der sogenannten modernen Stadterweiterungen besitzt, trotz alledem zeigen diese Städte nie öden Schematismus. Es sind eben noch andere Kräfte mit am Werke gewesen, obwohl in jener Zeit im Nordosten ein wahres „Städtegründungs-fieber“ herrschte, weil auch die kleinsten Territorialherren ihre Städte haben wollten. An den Abb. 112—120 ist deutlich zu sehen, wie geschlossen und harmonisch Platz- und Straßenwände zu den öffentlichen Gebäuden abgestimmt sind, wie man Teile des Bürgerhauses oder dieses selbst als bekannten Maßstab in oder neben das öffentliche Gebäude stellt, so daß sich der Beschauer an der Größe der Fenster, der Geschoßhöhen, der Höhen der Giebel ein wirkungsvolles und zutreffendes Bild von der Monumentalität des öffentlichen Bauwerks machen kann. Auch die Renaissance- und Barockzeit und spätere Generationen brachten diesen Grundsatz überall da, wo durch den Willen eines Fürsten direkt Monumentales geschaffen werden sollte. Es sei hier wiederholt auf den Ludwigsburger Marktplatz — Abb. 104 — verwiesen und namentlich auf die köstlichen Beispiele, die Baum²⁾ und Wolf³⁾ zusammenstellten. Man denke hierbei an unsere auf den Präsentierteller gestellten öffentlichen Bauten, namentlich des 19. Jahrhunderts, die jede Beziehung zur Umgebung ängstlich vermeiden und darum in ihren Verhältnissen meist unverständlich sind.

Man vergegenwärtige sich die ganze Unruhe vergangener Zeiten, diese fortgesetzte Bildung und Erstarkung ganz neuer Stände, wie den der Handwerker aus Hörigen der Güter oder freien Heimarbeitern zu mächtigen Zünften und differenzierten Innungen und Gewerben, oder den der Kaufleute und Großhandelsherren. Lag doch auch der Handel lange Zeit in den Händen der Italiener, Wenden und Juden, dann in denen von Unfreien, bis schließlich nach dem Aufschwung, den die Kreuzzüge mit sich brachten, im 12. und 13. Jahrhundert ein Großhandel in Deutschland entstand, den zu betreiben sogar viele Ritterbürtige nicht verschmähten und der weit über die Grenzen des Reiches hinausging. Wer schreibt endlich einmal, um nur eine Anregung zu geben, die Baugeschichte der alten Kauffahrteiwege, z. B. am Main von Bamberg nach Mainz. Neben diesem, auf die Gestaltung des Wohnbaues so außerordentlich einflußreichen Großhandel würde auch für den Hausforscher die Verfolgung der Spuren des lebhaften Kleinhandels von größter Wichtigkeit sein, der meist im Anschluß an geistliche Feste, Wallfahrten, Synoden, Konzilien und auch Turniere stattfand. Aus dem von Markt und Messe ziehenden Hausierer wird der seßhafte Krämer, der Kleinhändler. Aus den freistehenden Budenreihen,



Abb. 111 Erfurt, Hausecke Mariengasse und Löwengasse¹⁾)

¹⁾ Nach Gurlitt a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.). ²⁾ Baum: Die schöne deutsche Stadt, Süddeutschland. ³⁾ Wolf: Die schöne deutsche Stadt, Mitteldeutschland und Norddeutschland.



Abb. 112 Rathaus in Stadtprozelten¹⁾

In den Hafenstädten treten die selbständigen Speicher mehr hervor und wird aus der süd- und mitteldeutschen Hofdurchfahrt die hanseatische Diele. Wir müssen uns hier leider versagen, näher auf diese Entwicklungsgänge einzugehen. Wir kommen an anderer Stelle wieder auf diese Fragen zurück. Ausführliches Studienmaterial bieten die Inventarisationswerke, namentlich das Gurlitt'sche über Leipzig und besonders auch Kurzwellys Abhandlung über Kaufmannshaus und Kaufhaus. Im übrigen sei hier auf die Abb. 121—125 verwiesen, von denen Abb. 121 ein typisches, süddeutsches Großkaufmannshaus darstellt, dessen überwölbtes Erdgeschoß ganz dem Geschäftsbetrieb gehört. Abb. 122 zeigt die beiden Hauptgrundrisse des berühmten barocken Durchgangshauses „Kochs Hof“ in Leipzig. Auch hier ist das gewaltige Erdgeschoß ausschließlich für Geschäfts- und Handelszwecke bestimmt und enthält zur Meßvermietung allein 14 Gewölbe. Der Mittelbau nimmt Ställe auf. Die ganze Anlage verbindet in Blocktiefe mit 2 Zwischenhöfen die Reichsstraße mit dem Markt. Drei Treppenhäuser führen nach dem Obergeschoß, welches drei Wohnungen enthält. Dietrich³⁾ betont, wie auch hier die ausgesprochene Querteilung durch eine Mauer parallel zur Vorderfront, sowie die Anordnung



Abb. 113 Marktplatz einer Stadt, Federzeichnung um 1500. (Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1880, sp. 176)²⁾

die am Markt, an den Hauptstraßen oder zwischen den Strebepfeilern der Kirche errichtet wurden, zog sich nun der Kleinhandel vielfach in die schützenden Laubengänge, welche ganze Plätze und Straßenseiten malerisch belebten und noch mehr in einheitlicher Haltung zusammenschließen, wie die Gewerbelauben in Straßburg, in Münster, Landshut, Lindau, Görlitz, Mühlendorf, Wasserburg, Rosenheim, in der Schweiz, Tirol und Schlesien. Der Großhandel brauchte bald große Kaufhäuser und Speicher und baute schließlich ganze Handelshöfe.

Die Verbindung des Handelszweckes mit dem Wohnzweck der Kaufmannshäuser geht in Nord- und Mittel-, bzw. Süddeutschland verschiedene Wege. Das Charakteristikum ist im Binnenland der geräumige Hof. Hierin bietet besonders Nürnberg mit seinen offenen, auf das liebevollste durchgebildeten Holzgalerien und Steinarkaden Typisches.

Die Verbindung des Handelszweckes mit dem Wohnzweck der Kaufmannshäuser geht in Nord- und Mittel-, bzw. Süddeutschland verschiedene Wege. Das Charakteristikum ist im Binnenland der geräumige Hof. Hierin bietet besonders Nürnberg mit seinen offenen, auf das liebevollste durchgebildeten Holzgalerien und Steinarkaden Typisches.

¹⁾ Nach Cohn a. a. O. ²⁾ Nach M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen I (Leipzig, Hirzel).

³⁾ Dietrich: Beiträge zur Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses in Sachsen.



Abb. 114 Rathaus in Karlstadt¹⁾



Abb. 115 Marktplatz in Halberstadt²⁾

¹⁾ Nach Götz a. a. O. ²⁾ Nach Fritsch a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).



Abb. 116 Rathaus in Altenburg
Nach Fritsch a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.)



Abb. 117 Rathaus zu Brieg ¹⁾

eines großen Vorzimmers anzutreffen ist. Infolge der dicht stehenden Fenster und zahlreichen Zimmerzugängen war die Ausschmückung der Räume vorzugsweise architektonisch und bot wenig Platz für Möbel. Man strebt besonders bei dem Vorzimmer als bevorzugten Empfangs- und Speiseraum nach Symmetrie. Hier ist französischer Einfluß unverkennbar. Im zweiten Obergeschoß befanden sich der große Festsaal, die Prunk- und Gastzimmer, während die Schlafzimmer im ersten Stockwerk lagen. Abb. 125 zeigt die architektonische Durchbildung eines solchen Innenhofes aus der Renaissancezeit. Abb. 125 und 124 führen uns in die Anordnung des norddeutschen Kaufmannshauses ein, dessen Erdgeschoß wiederum ganz dem Handelsbetrieb gehört und dessen Speicher, wenn zugänglich, an Wasserstraßen, den Fleets, gelegen. Hier ist die Diele der beherrschende Mittelpunkt des Hauses, deren große Raumwirkung das Beispiel in Abb. 124 zeigt. Daß die Diele freilich auch einer Verfeinerung der eigentlichen Wohnzwecke hinderlich war, sei hier beiläufig erwähnt. Abb. 126 und 127 lassen erkennen, wie Kleinhandel und Gewerbe sich im Stadtbild äußerten.

„Wagende Kaufleute“ aus England und Holland, ausländischer Unternehmungsgeist zertrümmerten hanseatische Macht und Privilegien, ja machten den Hanseaten sogar den inländischen Markt streitig. Auch die binnendeutschen Handelsverhältnisse verschieben sich völlig. Die freie Konkurrenz dringt durch, die im 19. Jahrhundert selbst bis zur Freizügigkeit des Handwerks, zur Gewerbefreiheit führt. Die Zeiten waren vorüber, als die Städte noch „Bann- und Zwangsrechte gegen das platte Land“ geltend machten, als kein Handwerker dort wohnen und alles von der Stadt abhängig sein sollte. Kein

¹⁾ Nach Fritsch a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).



Abb. 118 Rathaus in Posen
Nach Fritsch a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.)



Abb. 119 Rathaus in Michelstadt
Nach Fritsch a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.)



Abb. 120 Karlsruhe, Kirche am Marktplatz¹⁾

Schiff durfte an einer Stadt vorbeifahren, sondern es mußte nach dem Stapelrecht seine Waren ausladen und gewöhnlich drei Tage feilbieten. Die Konsequenzen bei fernem Ziel und vielen Uferstädten kann sich jeder denken. Auch auf dem Lande wurde das Stapelrecht ausgeübt, so mußte im Umkreis von 15 geographischen Meilen von Leipzig jede Ware nach dort gebracht, dort abgeladen und zum Verkauf gestellt werden. Niemand in diesem Umkreis durfte direkt verkaufen, was, wie wir eben sahen, neben dem Einfluß der Messen, zu der ganz eigenartigen Gestaltung des Leipziger Wohnbaues mit seinen großen Durchgangshöfen führte.

Die meisten Vertreter des Großhandels und der Großindustrie unterstützten nicht nur Wissenschaft und Kunst vorbildlich, auch soziale Aufgaben standen ihnen nicht fern. Eine der schönsten Stiftungen ist die Armeleute-Wohnungsstadt in Augsburg, die „Fuggerei“, die sich getrost neuzeitlichen Anstalten dieser Art zur Seite stellen kann. Abb. 128 zeigt einen Teil der Grund- und Aufrisse dieses großen gemeinnützigen Unternehmens. Die einstöckigen Häuser enthalten je im Erd- und Obergeschoß eine Gnadenwohnung, die durch eigene Haustüren zugänglich sind. Zu der unteren gehört der Hof nebst Garten, zur oberen der Bodenraum. Die Wohnung besteht aus 1 heizbaren, 1 nicht heizbaren Zimmer, einer Kammer, Küche und Holzlege, auch sind Zweizimmerwohnungen vorhanden. Von dem Jahre 1519 beginnend wurden durch die Fuggerei bereits 53 Häuser mit je 2 Wohnungen erbaut, „aus Frömmigkeit und besonderer Freigiebigkeit, die zum Vorbilde dienen soll, ihren wackeren, aber armen Mitbürgern geschenkt gegeben und gewidmet.“ Gute Kaufleute gibt es auch heute, aber noch drücken sich, selbst in Hamburg oder Bremen, in den binnenländischen Handelsmetropolen, die großen pekuniären Erfolge in ebenso großzügiger Baugesinnung und individueller Kunstfreude nur vereinzelt

¹⁾ Nach Lambert u. Stiehl a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).

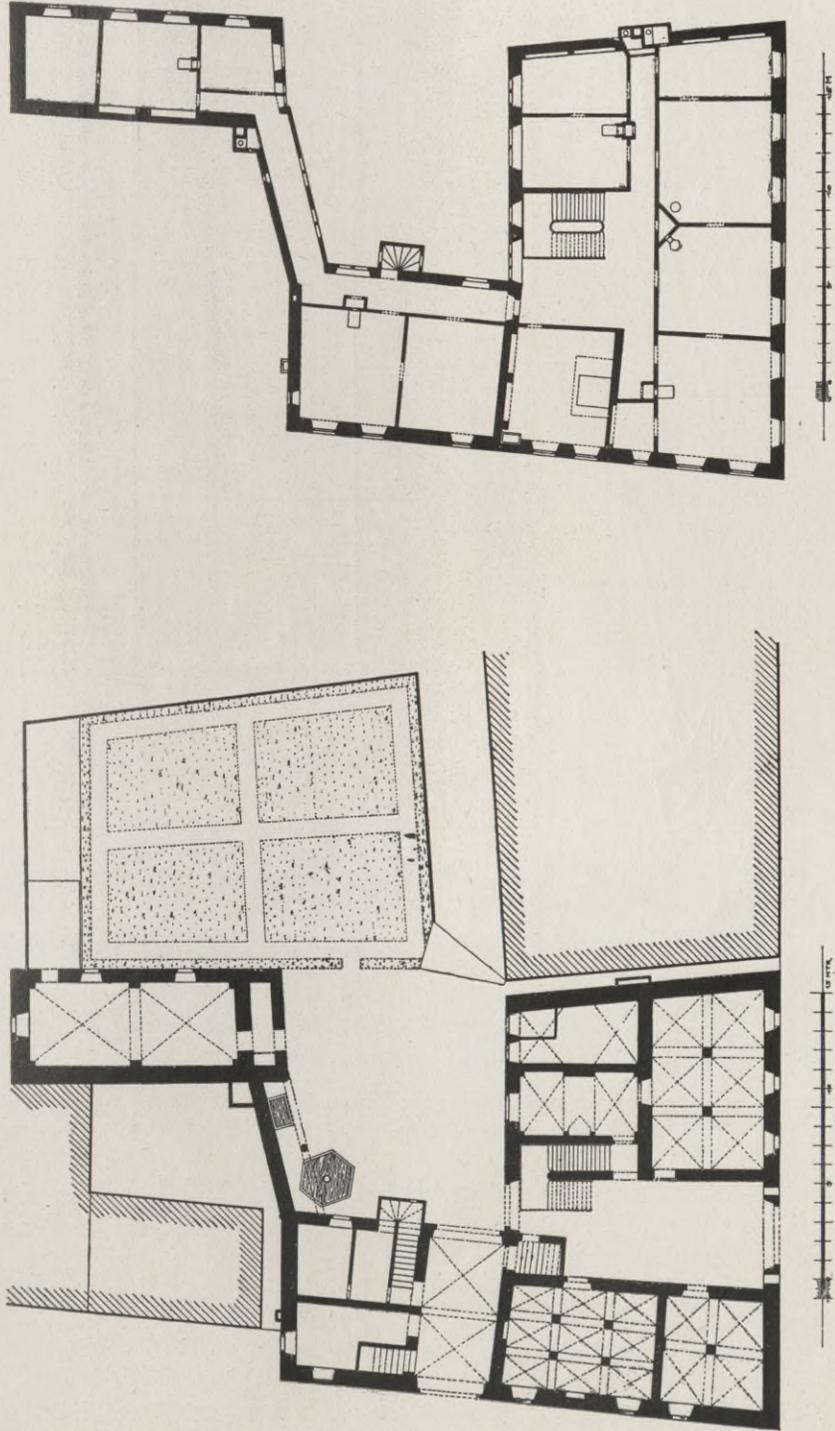


Abb. 121 Ulm, Geschlechtshaus der Ehinger, jetzt Amtsgericht
 Grundrisse des Erd- und I. Obergeschosses. Nach Gurliitt a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.)

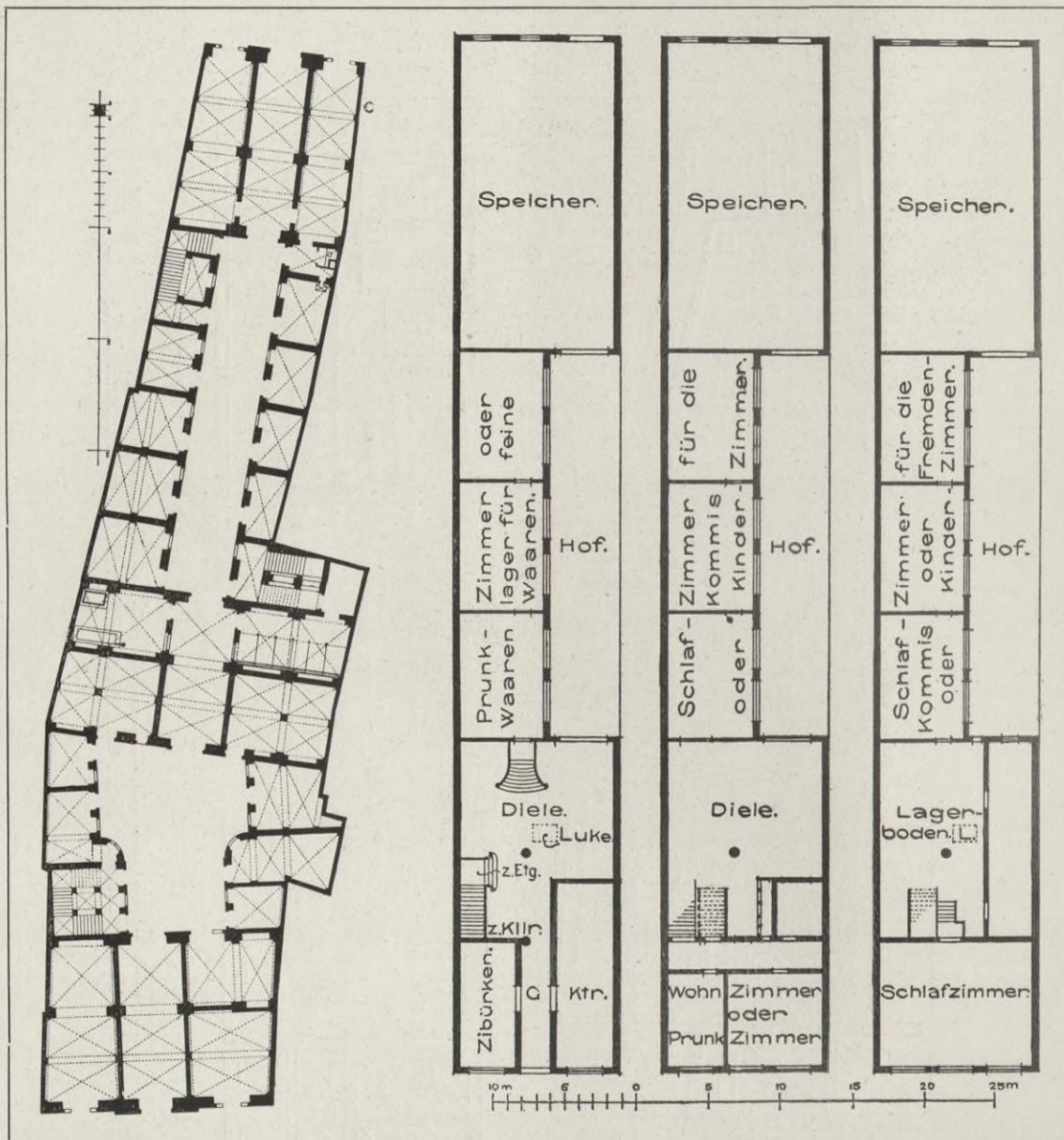


Abb. 122 Erdgeschoßgrundriß von Kochs Hof, Leipzig¹⁾

Abb. 123 Das alte Hamburger Kaufmannshaus Grundrisse²⁾

aus. Und wie verhältnismässig um vieles gesicherter in politischer Hinsicht ist doch heute das Leben eines deutschen Großkaufmanns oder Kleinhändlers im Vergleich zu den unter blutigen Kämpfen schrittweise von Erfolg zu Erfolg vordringenden alten Handelsherren, den Todesängsten der gequälten Krämer, bei der Unsicherheit in Stadt und Land, bei der häufigen Vernichtung aller städtischen Kultur durch Feuersbrünste, Aufstände, Kriege und Seuchen!

Entstehen des städtischen Miethauses und Aufkommen des Bauunternehmertums.

Unter den sozialen Erscheinungsformen der städtischen Häuser muß uns, so sehr auch das Einfamilienhaus immer durch seine größeren künstlerischen Reize bestehen

¹⁾ Nach Dietrich, "Beiträge zur Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses in Sachsen im 17. und 18. Jahrhundert (Leipzig, Gilbers'sche Verlagsbuchhandlung). ²⁾ Nach Melhop a. a. O.



Abb. 124 Hamburg, Kaufmannsdiele, Grimm Nr. 4¹⁾

wird, das Miethaus besonders interessieren, wohnen doch heute 90 bis 95 % der Stadtbevölkerung zur Miete. Das Vorkommen der Mietwohnungen ist theoretisch von M. Heyne u. A. für das 16. Jahrhundert nachgewiesen, sein Überhandnehmen ist in der ganzen Weiterentwicklung des Städtewesens, den sozialen Verschiebungen, der Bevölkerungszunahme, dem Aufkommen der Großstädte und vielem anderen begründet, was hier zu weit führen würde, näher zu beleuchten. Das Miethaus bestimmt das Gesicht der Stadt. Aber wie ganz anders verfuhr die gute Bautradition. Es sei hier vorweg bemerkt, daß man früher in sehr vielen Fällen auch bei den Miethäusern ein Zurückdrängen des Einzelelements in die Blockwand — sogenannte Blockfassaden — findet, wie auch das Bestreben, durch Zusammenfassen und Unterordnen der Einzelwünsche Ruhe, ja sogar

¹⁾ Nach Melhop a. a. O.

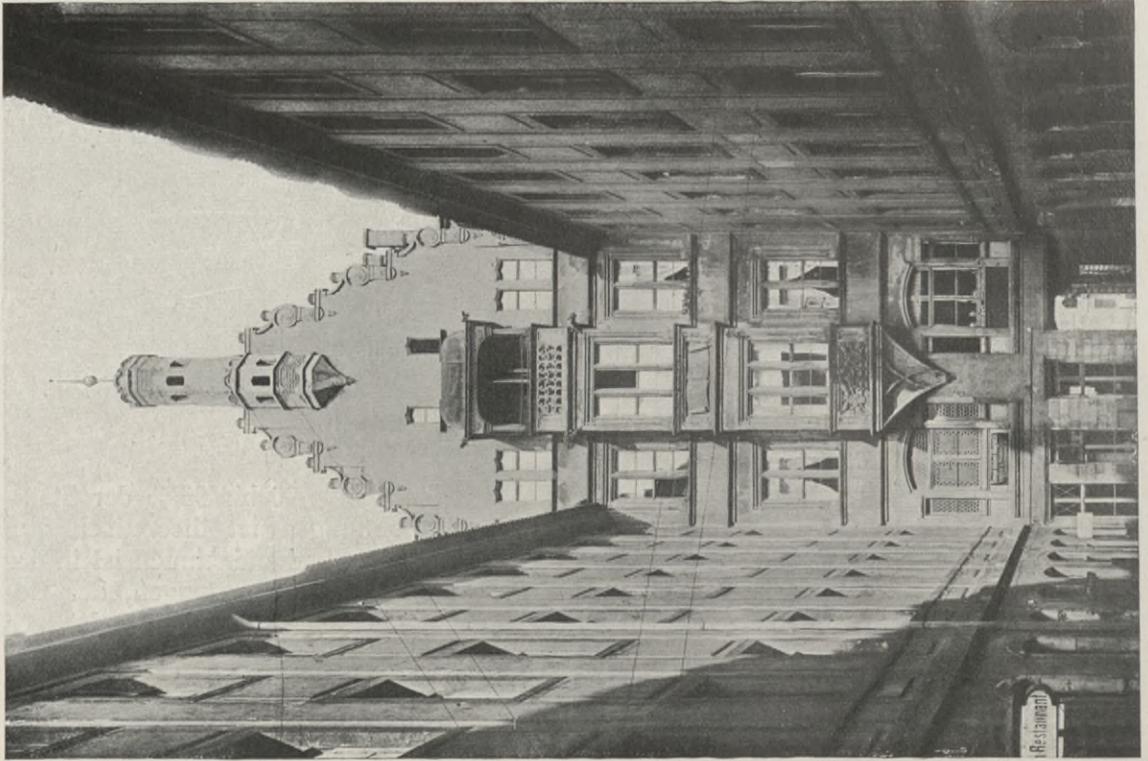


Abb.
125

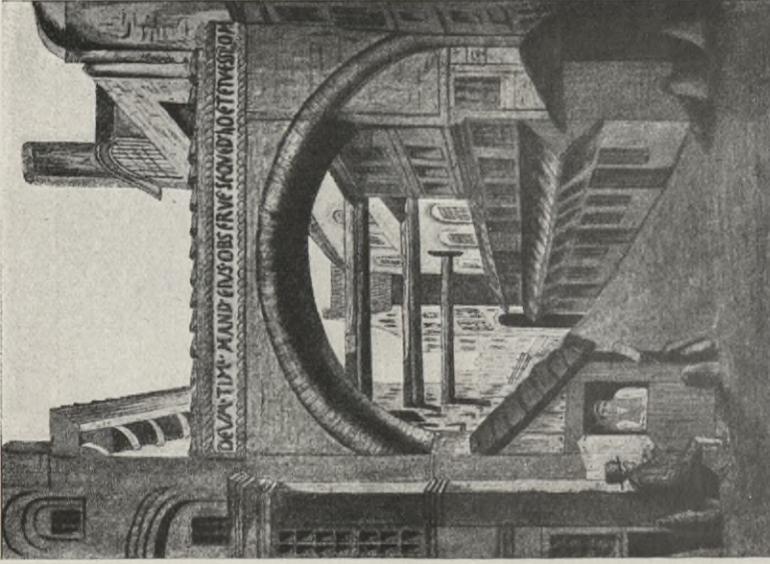


Abb.
126

Abb. 125 Barthels Hof in Leipzig, Hainstraße Nr. 33
(1523). Nach Fritsch a. a. O. (Berlin, Ernst
Wasmuth A.G.)

Abb. 126 Hamburg, Mauerbogen im Eingang des
Brotschranzen. Nach Melhop a. a. O.



Abb. 127 Würzburg, Semmelstraße Nr. 12, Anfang des 19. Jahrhunderts
Nach Lambert u. Stahl a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.)

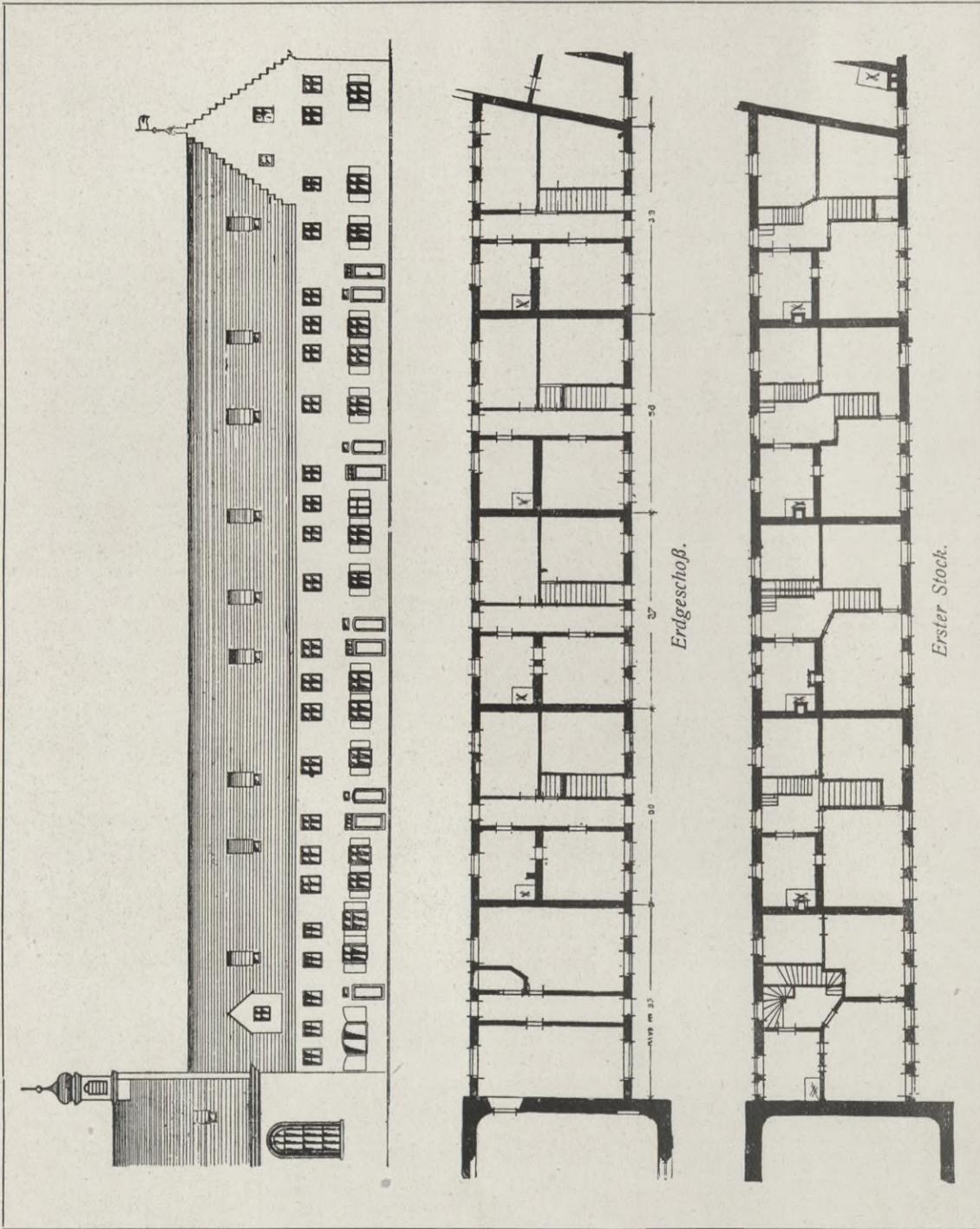


Abb. 128 Augsburg, Fassadenplan der Häusergruppe Nr. 35—39 und Grundrístypen der Fuggerei (1. Beispiel)

Nach: Augsburg in kunstgeschichtlicher, baulicher und hygienischer Beziehung (Festschrift des Verbandes deutscher Architekten, Augsburg, Gebr. Reichel)

Monumentalität im Straßenbild zu erzielen, wobei noch dazu für das Einzelhaus an Architekturaufwand gespart wurde, ganz im Gegensatz zu dem Vorgehen des 19. Jahrhunderts, vergleiche Abb. 101 und 129—132.

Man darf gerechterweise nicht gewisse Verdienste des gesunden Bauunternehmertums unterschätzen, da es oft ein großes Risiko auf sich nahm, um der herrschenden Wohnungsnot zu begegnen. Der Bedarf an Mietwohnungen wuchs seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dermaßen, daß das geschulte Bauhandwerk und die Architekten den heranstürmenden Anforderungen nicht allein genügen konnten. Die Frage ist nur, ob das Vorhandensein eines Notzustandes auch heute noch anerkannt werden muß, ob es unabwendbar ist, dem von der Bodenspekulation heute fast immer abhängigen Bauunternehmertum die Führung in der Wohnungsfrage des Mittelstandes weiter ganz allein zu überlassen. Wir werden uns im modernen Teil dieses Werkes, besonders im 3., 4. und 5. Buch mit dieser Frage eingehender beschäftigen müssen.

Das mittelalterliche Stadtrecht hatte mit den Fragen der Wohnungsnot nicht viel zu tun, schon die Bevölkerungszahl alter berühmter Zentren erweist das. Nach neueren Forschungen haben im 14. und 15. Jahrhundert Nürnberg, Straßburg nicht über 20 000 Einwohner, Zürich, Basel, Frankfurt kaum 10 000, Dresden gar nur 6000 und z. B. Meissen 2000 Einwohner gehabt. Auch kann man überall auf Reisen beobachten, wie viel Platz zur Bebauung in alten mauerumwehrten, der modernen Entwicklung ferngebliebenen Städten heute noch an der Peripherie, nicht im Zentrum, vorhanden ist. Das Mietwesen entwickelte sich nur langsam und zuerst aus patriarchalischen Anfängen, da zunächst nur erwachsene Familienmitglieder im Vaterhause wohnten und ebenso Gesellen und Lehrburschen. Wurden aber in der Frühzeit Miethäuser gebaut, so waren sie meist nur für eine Familie bestimmt, wenn auch nicht selten in langen Reihen Giebel an Giebel oder Traufe an Traufe, wozu auch die Wohnungen des Soldatenstandes — Abb. 135 —



Abb. 129 München, Blockbildung am Maximiliansplatz¹⁾



Abb. 130 Potsdam, Am Neuen Markt²⁾

¹⁾ Nach Brinckmann a. a. O. ²⁾ Nach Berendt a. a. O.



Abb. 131 Dresden, Rampische Straße Nr. 33, Barockstil¹⁾

ausführung „ohne Plan und Aufsicht“ immer mehr zu Tage. Der Bauherr wurde vielfach zum Unternehmer. Immerhin waren die Verhältnisse noch günstig, weil der Unternehmer zumeist Handwerksmeister war. Denn aus diesem Stande erwuchs das Bauunternehmertum, vielfach im Gegensatz zu heute. Der rege Geschäftssinn der auf Spekulation Bauenden zeitigt jedoch von allem Anfang die Nachteile solchen Betriebes. So liegt nach Vogts der Steinsetzmeister Dielmann, der 1738 in Mainz zuerst erwähnt wird, jahrelang im Prozeß wegen schlechter Ausführung von Spekulationsbauten.

In ästhetischer Hinsicht war aber von jenen geschäftskundigen Bauunternehmern älterer Zeit mehr zu erwarten, als von ihren modernen Nachfolgern. Man strebte namentlich im 18. Jahrhundert nach guter Massenwirkung, wie wir bei der Mainzer Domhäusergruppe — Abb. 132 — gesehen haben. Dem im 19. Jahrhundert schnell hereinbrechenden

gehören. Erst mit dem später eintretenden Platzmangel, namentlich der mehr zentral gelegenen Wohngebiete aufblühender Städte bereitete sich das Bauunternehmertum vor. Zunächst behilft man sich immer noch damit, die große Prunkstube aufzuteilen, die großen Treppen und Hausflure zu verkleinern, kurz die geräumigen Häuser zu verbauen. Es waren aber weder das Treppenhaus, noch die Einzelwohnungen abgeschlossen. Dies erfolgte erst im 18. Jahrhundert. Viel früher kam man auf den Höherbau. So wurden in Meissen um 1560 schon viele Häuser um ein zweites Obergeschoß erhöht. Weiter greift der Gedanke, Mietbewohner in Hinterhäusern unterzubringen um sich. Nach dem 30jährigen Kriege tritt als Kriterium der Zinshäuser die unsolide Bau-

¹⁾ Nach Lambert u. Stahl a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).



Abb. 132 Mainz, Die Domhäuser am Markt¹⁾



Abb. 133 Soldatenhäuser (Reihenhäuser) an der ehemaligen inneren Umwallung der Stadt Ulm a. D.²⁾

¹⁾ Nach Vogts, Das Mainzer Wohnhaus im 18. Jahrhundert (Mainz, Wilkens). ²⁾ Nach Berlepsch-Valendäs, Bodenpolitik und Wohnungsfürsorge einer deutschen Mittelstadt (München, Reinhardt).

Mietskasernenwesen gegenüber versagte die Stadt als Hausbildnerin fast völlig. Und so ist es geblieben bis heute. Es wird der ganzen Kraft des 20. Jahrhunderts bedürfen, um hier Wandel zu schaffen.

Baugesinnung des Stadtganzen und Ortsgefühl, historische Wohnkultur, heimische Stadtkunst.

Die ausgeprägte Individualität der Städte ist im Mittelalter historisch viel mehr begründet als heute. Von Below nennt die mittelalterliche Stadt ein in sich ruhendes Ganze. Jede Stadt brachte so ziemlich alle gewerblichen Produkte hervor, so daß die Gewerbebezüge im Staate viel gleichmäßiger verbreitet waren. Diese Unabhängigkeit von großen womöglich ausländischen Zentren, diese Selbständigkeit der gewerblichen Tätigkeit war ein Hauptmoment des mittelalterlichen Städtewesens. Natürlich gab es auch internationale Industriezentren, aber sie erfüllten mehr die Luxusbedürfnisse, z. B. an feineren Webearbeiten, so Flandern, an rein kunstgewerblichen Dingen, wie Gold-, Silber-, Schreinerarbeiten, so Augsburg, Nürnberg und andere. Sehen wir von den vielgerühmten und bisher ausschließlich beachteten Glanzbeispielen deutscher Häuser ab, so blieb die gute bürgerliche Wohnkultur heimische Stadtkunst. Wie gleichartig sind die schlichten Bürgerhäuser um 1800 und doch, welche Unterschiede, bedingt durch Klima, Bodenverhältnisse, Stammes- und Stadtcharaktere und all die feinen Züge, die wir naturgemäß noch ausgeprägter beim ländlichen Wohnbau kennen lernten. Nirgends finden wir die öde Gleichförmigkeit der Stadterweiterungen des endenden 19. Jahrhunderts, die den Anschein erweckt, als ob überall im Norden und Süden, im Flachland oder Gebirge, am Strande der Gewässer oder im Walde dieselben wirtschaftlichen, klimatischen, finanziellen, verkehrspolitischen und technischen Vorbedingungen beständen.

Wohl gibt es schon heute einige Städte, die danach streben, einen künstlerischen Lokalcharakter zu zeigen, aber fast überall gründet er sich auf die Erscheinungswelt irgendeiner bestimmten Künstlerkunst, die noch dazu, oft rein zufällig, gerade an diesem oder jenem Orte ihren Wohnsitz aufschlug. Damit kann für die sogenannte große Kunst viel gewonnen sein, aber der Tiefstand der allgemeinen Wohnkultur wird sehr selten durch solche schönen, aber einseitigen Bestrebungen dauernd gehoben.



Abb. 134 Kleine Stadtporte in Eppstein a. Taunus
Nach Schwindrazheim a. a. O., Stadt und Dorf

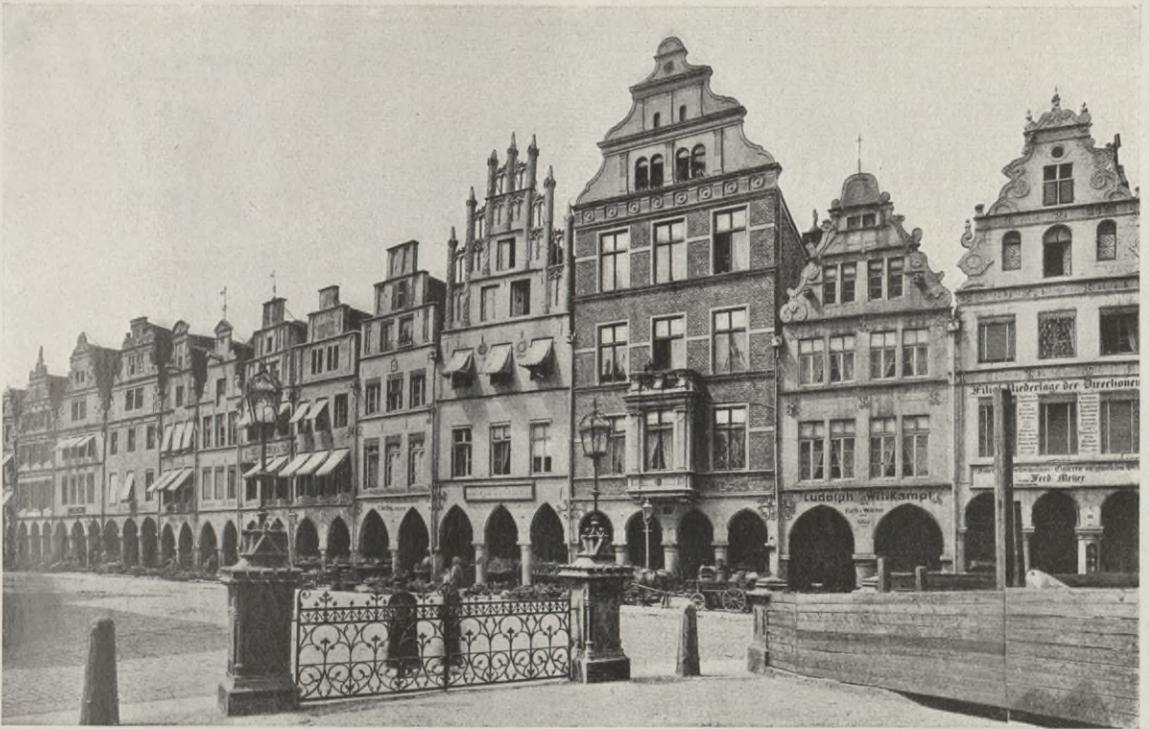


Abb. 135 Wohnhäuser am Prinzipalmarkt zu Münster¹⁾

Die Geschichtsforschung und Kunstgeschichte hat den Städtebau ebenso stiefmütterlich behandelt wie den Hausbau. Das hat wohl seinen guten Grund, denn es spielen neben zahlreichen anderen Einflüssen geologische, klimatische, antropologische, historische, soziale, technische und künstlerische Faktoren mit, ganz abgesehen davon, daß das Bürgerhaus städtebildend wirkt, da ja der Baublock, die Form und Art der Parzelle, Führung und Anlage von Straßen und Plätzen bestimmt. Eine Geschichte des Städtebaues ist ohne Geschichte des Hausbaues kaum denkbar.

Einer der wichtigsten Gesinnungswerte ist das Ortsgefühl der Stadtindividualitäten, und hier spielen wieder die Gebäude und Gebäudegruppen eine hervorragende Rolle, nicht in erster Linie das Straßennetz. Wandernd von Stadt zu Stadt, muß man immer wieder den im ganzen Volke lebenden natürlichen Kunstsinn bewundern, die Hingabe an die baulichen Aufgaben der Stadt, seien es nun die der Allgemeinheit oder die der einzelnen Bauherren. Man war seiner Sache in jedem Falle so sicher, daß man weitschweifige Rezepte und Kunstgesetze gar nicht bedurfte. Man denke an den Aufbau der Stadtsilhouetten, die die Bodenverhältnisse ganz charakteristisch widerspiegeln, an die feinsinnige Behandlung der Stadtzugänge, und seien es nur herrliche Alleen, an die Anlagen der Festplätze. Die Abb. 134—136 geben nur eine kleine Auswahl des überkommenen Materials für die Feinheit des Ortsgefühls bei Stadt- und Bürgerhausanlagen, die Schönheit der Stadtsilhouetten, des Straßencharakters, der Einheit der Baustoffe. In jeder Abhandlung über Städtebau, Denkmalspflege, Heimatkunst, in den neueren Ausgaben der Inventarisationswerke, der Fülle von köstlichen Publikationen, wie die über „Die schöne deutsche Stadt“ und vielen anderen Einzelmonographien finden sich hunderte von Belegen dieser Gesinnungstüchtigkeit. Man vergleiche dann unsere häßlichen Wirtshäuser vor den Toren mit ihrem unorganisch angeschobenen Pappdachtanzsaal, man vergegenwärtige sich die meisten Bahnhofseinfahrten, wo fast jede Stadt den Besucher mit der

¹⁾ Nach Fritsch a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).

häßlichsten Rückseite begrüßt und ihn beim Betreten des Ortes völlig ernüchtert mit der Allerweltsbahnhofstraße. Wo ist Ortsgefühl, Straßencharakter, wo die feinsprechende Abwechslung zwischen Bürgerhäusern und öffentlichen Gebäuden, wo eine ausdrucksfröhliche, persönliche Baufreiheit, gepaart mit feinstem Taktgefühl. Es ist wahr, die städtische Baugesetzgebung ist hier oft sehr hinderlich, aber wieder sind es nur Künstler und Ästhetiker, die darauf hinweisen. Die Baugesinnung des Einzelnen, des Stadtganzen geht gedankenlos an diesem Mangel vorüber. Überall herrscht das kahle Nützlichkeitsprinzip, das sich ganz wesentlich von dem gesunden praktischen Sinn unserer Altvordern unterscheidet. Auch diese bauten in erster Linie nicht um idealer Schönheit willen, aber die Liebe zu ihrer Stadt zeigte sich nicht zuerst in kunstvollen Brunnen, Toren, öffentlichen Gebäuden, sondern in ihren eigenen Bauten, in ihrem Sinn für die Gesamterscheinung der Städte. Und wie einfach waren oft auch die allgemeinen Mittel, wie gern schmückte man z. B. alte Industrieanlagen, so die Häfen, mit schönen Baumalleen, um nur eines der so schlichten Mittel zu nennen, die man heute längst vergessen zu haben scheint. Und so wurde die städtische Baugesinnung vorbildlich für den Einzelnen und der Einzelne wieder stärkte die Gemeinde. Heute herrscht Gleichgültigkeit in beiden Lagern oder doch sicher in einem. An ein Übereinstimmen der Stadtverwaltung mit der Gesamtzahl der Bürger in künstlerischen Fragen ist wohl noch lange nicht zu denken. Die Magistrate huldigen, wenn überhaupt, irgendwelchen ästhetischen Dogmen, die große Bürgerschaft aber ist völlig apathisch und läßt sich hin und wieder nur durch irgendein oft gefährliches Schlagwort aufrütteln.

Auch in historischen Zeiten ist mancher Wandel und Zwiespalt in der Baugesinnung zu verzeichnen, namentlich in ästhetischer Hinsicht und in bezug auf die Anschauungen über die Verunstaltung alter Bauwerke, manche Konzession an vermeintliche Schönheitsgesetze, wie das Opfern malerischer Erker der Symmetrie zu Liebe. Immer wieder aber dringt deutsche Eigenwilligkeit und Freude am Bauen hindurch. Nirgends sehen wir straßen- und stadtviertelweise jene öde Gleichgültigkeit, die das Charakteristikum der modernen Stadt bildet.

Gesetzgebung der Städte, privatrechtliche Fragen, Organisation des städtischen Bauwesens, Stadthygiene.

Nicht unerheblich für die Entwicklung des Hausbaues ist vor allem die städtische Gesetzgebung, sind die Maßnahmen der Hygiene, des Feuerschutzes, der Baupolizei gewesen. Baugesinnung, Bautätigkeit und architektonische Formensprache hängen ganz wesentlich von ihnen ab. Besonders waren es zuerst feuerpolizeiliche Vorschriften, die den Städte- und Hausbau beeinflussten, Anordnungen über Brandmauern, Dachdeckungen, Feuerschau, Verhalten bei Feuersgefahr. Aber die Gesetzgebung wandte sich auch schon frühzeitig gegen Übergriffe in das Straßenland, gegen Überbaue, Straßenauben, Kellerhälse, Stockwerksvorkragungen, äußere Treppen, hölzerne Brücken, gegen das oft jahrelange Stehenlassen von Baugerüsten, das Anlegen von Kalkgruben mitten in den Straßen, die ja nachts nicht beleuchtet waren, den Vorbau von Schweineställen, Aborten, kurz, was die Straßen einer mittelalterlichen Stadt charakterisierte. Man verfolgte hygienische Maßregeln, wendet sich gegen das Ertränken kranken Viehes in Stadtgräben, gegen Ausleeren verfaulten Strohes und Laubes aus Bettsäcken Verstorbener ebendahin oder auf Straßen oder Traufgassen, die ohnehin reine Kloaken seien. Man nimmt sich der Wasserversorgung, der Straßenbeleuchtung, ihrer Reinigung an, oder versucht es wenigstens immer wieder. Die Frage der Verlegung der Friedhöfe, die sich um die Kirchen mitten in den Städten befanden, wird vielfach erörtert. Auch privatrechtliche Fragen bezüglich Eigentums Grenzen so des Trauf- und Lichtrechts werden eingehend behandelt. Sie bieten den für Bausachen zuständigen Gerichten bei der Ineinanderschachtelung der Grundstücke, wo oft einzelne Räume der Keller oder



Abb. 136 Miltenberg, Spätgotische Fachwerkhäuser
Nach Hartung a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.)

Geschosse in die Nachbarhäuser greifen, die größten Schwierigkeiten. Solche Zustände finden sich noch heute von Konstanz bis Rostock in vielen alten Städten.

Das Straßenland wurde im Laufe der Zeiten immer mehr dem Verkehr entzogen, da die Unterhaltung der Straßen und ihres Pflasters, so-

gestaltung viel zur künstlerischen Erscheinung der Städte beitrug — vgl. Abb. 137 bis 140. Man ging hiergegen schon in der Frühzeit oft recht schematisch vor. Wenn der Burggraf mit quergelegtem Speer nach dem „Speer- oder Stangenrecht“ alles das, was diesem Speer im Wege stand gegen strenge Buße zum Abbruch verdamnte, so war dies allerdings meist nicht so ernst gemeint. Der Stadtsäckler nahm ebenso gern



Abb. 137 Beischlag in Pfefferstadt, aus J. K. Schultz, Danzig und seine Bauwerke¹⁾

weitüberhaupt solches vorhanden war, keine öffentliche, sondern private Angelegenheit war.

Natürlich hatte dies Übergriffe zur Folge, Übergriffe in Gestalt von Kellerhälsen, Aborten, Ställen, aber auch von Lauben, Beischlägen, Geschoßvorkragungen, Terrassen, Erkern, deren malerisch poetische Ge-



Abb. 138 Laubenhäuser am Ring zu Jauer²⁾

¹⁾ Nach: Danzig und seine Bauten (Berlin, Wilh. Ernst & Sohn). ²⁾ Nach Wolff a. a. O.



Abb. 139 Münden, Mühlenstraße Nr. 468¹⁾

oder lieber die Buße, wie ja auch das Loskaufen vom Spielverbot etwas ganz gewöhnliches war. So weist Struck darauf hin, daß man in Lübeck erst durch Verordnung vom 17. September 1808 die Herstellung solcher Anlagen ernstlich bekämpfte.

Man muß gerecht sein und die hervorragenden Fortschritte anerkennen, die unsere deutschen Städte namentlich bezüglich der technischen und hygienischen Einrichtungen z. B. des Straßenbaues machten. Die Straßen waren bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts in denkbar schlechtestem Zustand, oft nichts weiter wie schmale Karrenwege, notdürftig mit Tannenreisig befestigt, voller Unrat und bevölkert von Schweinen und anderem Getier. Daß es üblich war, die Notdurft auf der Straße zu verrichten, daß die Dachtraufen ihr Wasser in die sumpligen Wege schütteten, sei nur nebenbei erwähnt. Aber mit der dankenswerten Beseitigung dieser Mißstände ging zugleich eine theoretisierende Verschönerungssucht Hand in Hand, die nicht nur häßliche Stallausbauten und sonstige mit Recht zu beanstandende Übergriffe in das Straßengebiet, die jede Krümmung und weiche Linie schematisch zu beseitigen suchte, alles das, was dem Straßen- und Stadtbild persönlichen Charakter verleiht. Das alte Stangenrecht erlebte eine geistige Auferstehung. Man war namentlich in den großen Städten wieder einmal zu doktrinär, zu gründlich, zu schlagwortfreudig, zu rücksichtslos schematisch.

Darum müssen wir uns meist in den kleineren oder zurückgebliebenen Städten umsehen, wenn wir etwas von der persönlichen Wohnkultur früherer Zeiten schauen wollen. Hier finden wir noch manche von den Stimmungswerten, die die innere Stadtpolitik jener fernen Tage, wenn auch oft widerwillig, nicht unterdrückte, weil der Bürgerstolz und die bürgerliche Kunstbetätigung eine gewisse Baufreiheit verlangten. Sehr

¹⁾ Nach Bickell a. a. O.



Abb. 140 Bern, Wohnhaus Kesselstraße Nr. 32¹⁾

wähnt — auch durch Surrogate erreicht werden durfte. So konnte z. B. der Schwibbogen nicht aus Stein, sondern einem Gewölbe ähnlich durch Gipswerk gemacht werden. Solche Bauprivilegien wurden also in mancher Hinsicht durch gewisse Zugeständnisse an leere Repräsentation, die den freien bürgerlichen Interessen leicht zuwiderlaufen kann, bezahlt. Im 18. Jahrhundert tauchen vielfach Stimmen auf, die zur Verschönerung der Städte nicht nur Symmetrie und gleichmäßigen Anstrich, sondern direkt Einförmigkeit fordern, wie dies 1781 der Stadtbaudirektor Lingier in Mainz erstrebt. Ist auch hierin manches doktrinäre zu finden, was ja auch bis in unsere Tage auf den obrigkeitlich-ästhetischen Bestrebungen Deutschlands lastet, in der Forderung Lingiers nach Materialwahrheit berühren sich diese Anschauungen um 1800 völlig mit unseren um 1900: „Man hat darauf zu sehen, daß man niemals außerhalb der Natur wandle, Holz in Stein, oder umgekehrt Stein wie Holz mit Farben vorstelle oder gar ganze Häuser durch Überzug einer übel nachgeahmten Farbe bei Durchreisenden lächerlich mache.“

¹⁾ Nach Gurlitt a. a. O.: Bern—Zürich (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).

spät — bezeichnenderweise meist erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts — treten in der Baugesetzgebung ästhetische Gesichtspunkte auf, in den Residenzstädten allerdings, wie wir sahen, schon früher. Es müßte eine interessante Studie geben, durch Vergleichung zu prüfen, ob größere Baufreiheit oder obrigkeitliche Schönheitsvorschriften in jenen Tagen der bürgerlichen Baugesinnung größeren Segen erbrachten. Beschränkte man sich erst 1845 in Konstanz und anderwärts auf den Wunsch einheitlichen Anstrichs der Häuser, bei dem allerdings manche alte Freskomalerei verloren ging, so schrieb schon 1652 der Pfalzgraf Karl Ludwig den Ansiedlern der Stadt Mannheim, wie wir sahen, vier genaue Modelle ihrer Häuser vor, deren architektonische Erscheinung — und dies wurde bisher noch nicht er-

Durchbildung des Stadtplanes und scheinbare Willkür der gekrümmten Straßen.

Es gibt sogar heute noch Kunst- und Kulturhistoriker, die die malerischen Straßenzüge alter deutscher Stadtanlagen mehr oder minder als reine Willkür ansehen. Es wird im Fortgang dieser Betrachtungen noch öfter auf den Einfluß der Verkehrs- und Sicherheitsrücksichten, auf topographische, klimatische und andere Einwirkungen hinzuweisen sein, die auf Führung und Art der Straßen mitbestimmend wirkten, es sei hier nur mit Stiel auf eines hingewiesen. In den alten Städten befand sich, wie dies urkundlich nachgewiesen ist, mancher alter Herrenhof, manch größeres Grundstück, umgeben von Nebengebäuden und Gärten. Mit zunehmender Bevölkerung erschien es Besitzern solcher großen Herrenhöfe oft vorteilhaft, ihren Besitz aufzuteilen, wozu eine ganze Reihe Ursachen führen konnte. Nichts ist nun klarer, als daß hierbei die fest und gut gebauten Herrenhäuser als Wohnhäuser viel eher von Bestand gelassen wurden, als Schuppen, Ställe, Scheunen etc. Ihre Lage war innerhalb der Hofgebiete sicherlich mit aller Rücksicht auf die praktischen Vorteile gewählt worden, war aber gerade deshalb zu den benachbarten oft später entstandenen Straßenzügen eine willkürliche. Bei der nun beabsichtigten Parzellierung strebten die Grundeigentümer danach, daß das früher mitten im Hof gelegene Wohnhaus mehr oder weniger nahe der Straße oder sogar in deren Flucht zu liegen kam. Hierdurch entstanden sehr leicht unregelmäßig geführte Straßenzüge. Die Stadt hatte damals keinerlei Grund, irgendeinem späteren Plane zu Liebe, einzuschreiten, zumal die Hausbaukunst Mittel und Wege fand, die gekrümmten Straßenwände befriedigend durchzubilden. Hier sei aus der Fülle des Materials mit Abb. 141 nur ein Beispiel gebracht. Daß man mit vollem Bedacht Straßen krümmte, um der herrschenden Windrichtung zu begegnen, erhärtet Tschermann im „Kunstwart“ mit Hinweis auf die Schrift des Peter Jenisius von 1592 und die Gründung Annabergs.

Die moderne Forschung hat eine ganze Reihe Gesichtspunkte entdeckt, die die feine Kunst der Alten bei Anlage der Straßen zeigen, Praktisches künstlerisch durchzubilden, so Einflüsse des Geländes, des Befestigungswesens z. B. um die Zielfläche für die Belagerer zu verkleinern, der Zollpraxis und vieles andere, was bei ernsterem Studium die malerisch gekrümmten Straßen als aus den Verhältnissen heraus gewachsen erscheinen läßt. So machte man gewiß auch mit Recht den rein praktischen Grund für die Straßenkrümmung geltend, daß man die Straßenfrontlänge vergrößern wollte, die gerade Straße hat ja die kleinste Frontlänge. Der künstlerische Reiz der wechselnden Bilder ist eine aus rein praktischen Bedürfnissen ungewollte Zugabe. Ob immer ungewollt? Schreibt doch besagter Jenisius: „Es dient auch solche Ungeradheit der Gassen den Städten an sich zur Zierde, indem es dadurch den Anschein erhält, als wäre alles voller Häuser und Gebäude.“ Es berühren sich hier also praktische und ästhetische Gesichtspunkte schon um 1600. Klaiber¹⁾ wendet sich neuerdings gegen den Begriff der „gewordenen Stadt“ und tritt für Planmäßigkeit auf Grund des Vorhandenseins höherer Interessen ein, die das Einzelinteresse zur Unterordnung zwingen. Wendet sich gelegentlich auch Brinckmann gegen einen von Anfang an bewußten Gestaltungsvorgang, so gelingt es doch Klaiber nachzuweisen, daß die Entwicklung zum ostelbischen Kolonialtypus an der Entwicklung der alten deutschen Städte selbst beobachtet werden kann, wofür Villingen, Rinteln, Stadtilm, Freystadt i. B. als Beispiele angeführt werden. Andererseits gibt auch Mielkes Beobachtung zu denken, daß es häufig Gewohnheit war, die Hauptverkehrsstraße an der Siedlung vorbeizuführen.

Wie wenig schematisch die Entwicklung vor sich ging, wie die Stadt aus dem Stadtplan lebendig herauswuchs, zeigt z. B. auch die Durchgeistigung der regelmäßigen Stadtpläne, infolge praktischer und sonstiger Rücksichten. Hierauf wird noch wiederholt zu kommen sein. Besonders interessant sind in dieser Hinsicht die Neugründungen der preußischen Könige und anderer Fürsten.

¹⁾ Klaiber: Die Grundrißbildung der deutschen Städte im Mittelalter.

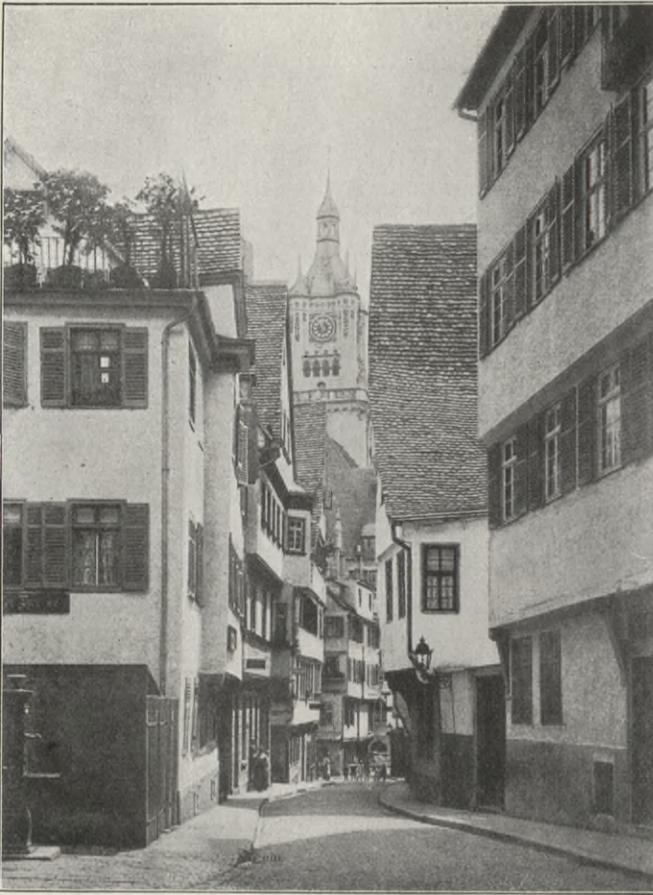


Abb. 141 Stuttgart, Turmstraße¹⁾

linigen geometrischen Straßenschemas möglich. So drückt sich Geschichte und Kultur einer Stadt schon in der Führung der Straßenzüge, der Anlage der Plätze aus. Man kommt nicht um historische oder kulturgeschichtliche Studien, wenn man sich ernstlich in Städtebau und Städtebaukunst einleben will. Der Stadtpartikularismus ging wie bei Frankfurt und an anderen Orten oft so weit, daß man zwar eine gemeinsame Verwaltung anerkannte, trotzdem aber, sagen wir die alt- und neustädtischen Mauerringe bestehen ließ und nachts gegenseitig die Tore schloß. Natürlich muß bei solchem Dualismus Stadtplan und Hausbau eine andere Sprache reden, als in bewußt regelmäßigen Neugründungen wie Karlsruhe, Neustrelitz usw. Abb. 143 zeigt, wie künstlerisch wirksam ein regelmäßiges und geradliniges Straßennetz in Arolsen ohne Schematismus durchgebildet worden ist. Durch Jahrhunderte oft wirkt die Art der Stadtgründung auf den Charakter des Wohnbaues. Ein als Marktsiedelung gegründetes und weiter fortgeführtes Gemeinwesen wird einen anderen Charakter im Stadtplan, in seinen bürgerlichen Bauten aufweisen, als eine Ackerbürgerstadt. Man denke an Duderstadt. Lebensfähige Stadtgebilde streben, wie Stiehl hervorhebt, nach der Ausgestaltung beider Typen. Reine Marktsiedelungen suchten den fehlenden Besitz an Grund und Boden sich nachträglich anzueignen. Hierdurch entstehen dann oft wieder die Scheunenviertel und manche andere sprechende Züge in Stadtbild und Hausbau. Wir sahen, daß das Gespenst der Baulinie schon in früherer Zeit allerlei Unfug treibt, aber das Leben war stärker als der Schematismus. Und wo man mit aller Strenge darauf hielt, daß jede

Der Einfluß der Anordnung und der Verteilung der Baustellen auf Stadt- und Hausbau wurde schon gestreift. Man muß auch heute noch die weite Voraussicht der Stadtverwaltungen bei Anlegung der späteren — nicht der ersten — Mauergürtel bewundern, drängte sich doch bei dem gehobenen Mittelstand die Nachfrage nach Grund und Boden auf die bestgelegenen Hauptverkehrsstraßen und Plätze immer wieder zusammen. Man sparte deshalb an Straßenland, teilte die Baublöcke in schmale tiefe Bauplätze auf und leistete dem Geschößbau Vorschub. Eine eigentümliche Erscheinung ist weiter, daß neben einer vorhandenen Stadt eine zweite, ja wie im Falle Rostocks — Abb. 142 — eine dritte zunächst ganz selbständige, gegründet wird. Im Laufe der Zeit müssen diese Gemeinwesen aber doch vereinigt werden. Die einmal bestehenden Straßenzüge der beiden oder gar der drei bisher in sich geschlossenen Städte müssen zusammengeführt werden. Dies war natürlich nie unter Zugrundelegung eines gerad-

¹⁾ Nach Baum a. a. O.

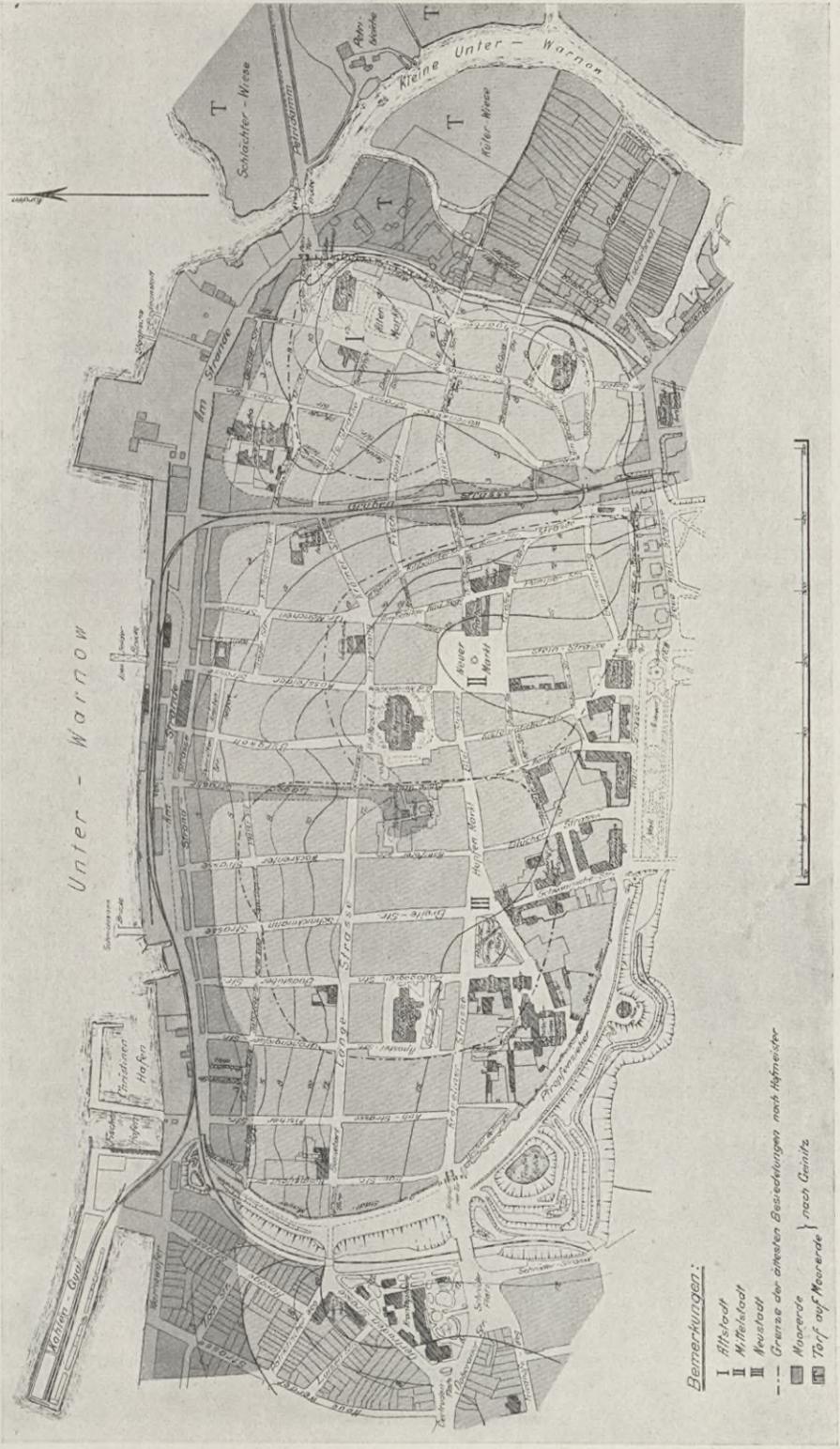


Abb. 142 Stadtplan von Rostock
Aus der Sammlung des Verfassers



Abb. 143 Hauptstraße in Arolsen¹⁾

Überschreitung geahndet wurde, wie in Mainz, da versuchte man doch den Zwang künstlerisch zu überwinden. Man legte Einzelbauteile zurück und sei es nur, um z. B. das Relief des Haupteinganges verstärken zu können. Die Gebäude erhalten dadurch, wenn auch notgedrungen, oft außerordentlich reizvolle Züge. Heute begibt man sich meist der Mühe, den gesetzlichen Vorschriften künstlerisch beizukommen. Früher hatte die Obrigkeit allerdings nur das Interesse, die Überschreitung der Baulinie in das Straßenland hinein zu verbieten, auch forderte man die Parallelität der Straßen- und Baufuchtlinie nicht überall. Heute ist diese Dogma! Die Baubürokratie bekämpft vielfach auch ein Zurückspringen hinter die Baufuchtlinie, so daß das Bauen in der Baufuchtlinie starres

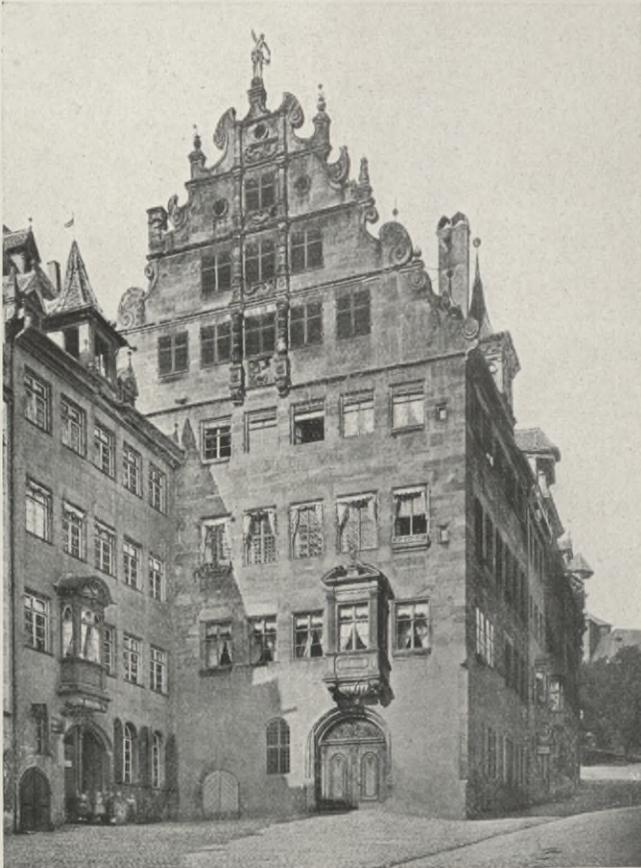


Abb. 144 Sogen. Fembohaus zu Nürnberg, Burgstraße 15, 1614²⁾

Prinzip geworden ist. Es wird ein Haus wie das andere in „geradegehobelter“ Flucht erbaut. Grelle Farben, wildes

Ornament, protzige Fassaden, unruhige Dächer und all die marktschreierischen Reklamemittel unseres Bauspekulantentums sollen dann jedes einzelne Haus von dem anderen hervorheben.

Wie vornehm anmutig und lebensvoll wirken dagegen die alten Straßen mit ihren versetzten Straßeneinmündungen, mit ihrer Nicht-

¹⁾ Nach Wolf a. a. O. ²⁾ Nach Fritsch a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).

parallelität der Bau- und Straßenlinie, da wo sie aus praktischen Bedürfnissen erwuchs, ihren leisen oder lebhafter bewegten Baufluchten, weil wiederum Lebensklugheit oder auch Neugier den Blick in die Gassen für wertvoll erachtete — vgl. Abb. 144 —. Mit welcher vielsagenden Zurückhaltung lösten sich alte Palaisanlagen durch vornehmes Zurückschieben des Hauptbaues von der Straßenzeile los. Wie feinsinnig meisterte man geradlinige symmetrische Anlagen. Die modernen Bestrebungen des Städtebaues, auf die wir noch zurückkommen werden, haben hier Schätze gehoben, an denen der Eklektizismus des 19. Jahrhunderts in seiner meist äußerlich-ornamentalen Nachempfingung der Alten gedankenlos oder mit spöttischen Schlagworten, wie Willkür und Zufall, vorüberging.

Die Stadt als Ausdruck bürgerlicher Wohnhauskunst, das Haus als Städtebildnerin.

Betrachten wir nun die Stadt als Ausdruck bürgerlicher Wohnhauskunst oder vielmehr das deutsche Haus als Städtebildnerin, so müssen wir von den ältesten Zeiten bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts eine durchaus malerische Grundstimmung feststellen. Aber diese malerische Erscheinung wuchs ebenso aus praktischen Bedürfnissen heraus, wie sich der Stadtplan aus solchen malerisch entwickelte. Das ist der ganz fundamentale Unterschied zwischen dem Eklektizismus und der Motivchenhascherei des Hausbaues in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder manchem formalistischen Pseudomodernen des 20. Jahrhunderts.

Es konnte leider nur flüchtig angedeutet werden, daß es eine ganze Reihe rein praktischer Gesichtspunkte gibt, aus denen jene so ästhetisch befriedigenden, geschlossenen Stadt- und Straßenbilder herauswuchsen. Rein ästhetische Gesichtspunkte sind hierbei sicherlich in allerletzter Linie maßgebend gewesen. Darin aber liegt eben der ganze Zauber der Baukunst, daß sie am erfreulichsten und schönsten wird, wenn die praktischen Lebensbedingungen ihres Wesens ohne Zwang spielend erfüllt werden. Deshalb krümmte man die Straße, buchtete sie aus, erweiterte zwanglos die Plätze, durchgeistigte die Regelmäßigkeit. Und beim Haus ist es nicht anders.

In den Zeiten selbständiger Baugesinnung blieb das deutsche Haus immer nur ein Element, ein Glied des Ganzen, ohne sich schreiend hervorzudrängen, aber nirgends finden wir die öde Nüchternheit der gegenwärtigen Mietskasernenviertel. Selbst bei den bürgerlichen Prachtbauten blieb immer der Zusammenhang mit der Gesamtkultur gewahrt, so sehr diese Bauten auch als formale Individuen hervortraten. Sie bedeuten wohl eine augenfällige Steigerung, nie prahlende Reklame. Es sind immer Beziehungen zur Umgebung zu finden. Und so wird das Haus platz- und straßenbildend, kurzum städtebildend. Und jede Stadt erhält durch seine Bürgerhäuser in erster Linie Charakter. Welcher Unterschied mit dem bürgerlichen Bauwesen unserer Tage.

Die Gewohnheiten und Bedürfnisse vieler Bevölkerungsschichten sind ganz ähnlich und individuell wenig verschieden. Dies kam früher im Stadtbild zum Ausdruck. Rein wirtschaftliche Gesichtspunkte führten zu den schmalen tiefen Grundstücken, die hohen Giebelhäuser waren die Folge. Wie leicht konnte diese gleichmäßige Erscheinungsform alter Städte eintönig und öde wirken. Wie harmonisch mutet sie uns statt dessen an. In den späteren Jahrhunderten verließ man vielfach diesen Bautypus und legte die Traufen der Satteldächer an die Straßen, Zeile auf Zeile. Und doch wieder, wie individuell charakteristisch sind diese Straßen und Plätze durch die eigenartige Stellung der Gebäude, durch Vorbauten, durch Neubildung der Zugänge, der Vortreppen, Terrassen, der Tore, der Sprache der Fenster und Türen, zuletzt erst, wenn überhaupt, durch Ornament. Letzteres ist aber heute das einzige Mittel, womit unter Führung der Gips- und Stuckateur- oder Verblendsteinfabrikanten das eine Haus das andere überschreien will. Wie hoch steht dagegen die Außenerscheinung so mancher alten Wohnhäuser, die in aller Schlichtheit die architektonische Bedeutung der glatten Wand versinnlichen, nur von



Abb. 145 Der Flohwinkel (von der Breiten Straße aus) in Braunschweig, erbaut 1538
Nach Uhde a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.)



Abb. 146 Viskulenhof in Lüneburg¹⁾

Innen heraus das Wichtigste mit Gliederung oder Schmuckformen betonen, nicht alles mit ihnen überspinnen. Das Geheimnis der Massenverteilung ist es, was an den alten Bauten so sympathisch berührt und der Mut, die heute uns leider anerzogene „Furcht vor den glatten Wänden“ zu überwinden. Es ist lebensfrohe, gesunde Poesie, die uns entgegnet. Wohl gibt es auch Zeiten, in denen die Schmuckfreude und Zierlust sich bis zur Dekorationssucht steigert, so im 16. und 17. Jahrhundert, aber es handelt sich dann fast immer um Häuser der Reichen und Vornehmen, seltener um die uns mehr interessierenden des bürgerlichen Mittelstandes. Bei ihnen finden wir so recht die Kunstfreude an praktischen Dingen. Hier sehen wir schöne Tür- und Fenstergitter, die Dachtraufen kunstvoll in Kupfer gearbeitet, oft feuervergoldet, die Benutzung der dem praktischen Leben dienenden Krahnenerker zu immer wieder neugestalteten Fassadenmotiven.

Die oft so reichen Erker schieben sich im Mittelalter aus dem Innern heraus, da wo man sie brauchte, wo Schaulust und Neugier, wo der Wunsch nach einem Hausaltar sie erforderlich machte, nicht wo eine akademische Symmetrie-Achse der „Fassade“ es wollte. In späteren Entwicklungszeiten wurden aus den Aussenerkern oft Innenerker, weil die Symmetrie gestört worden wäre. Die Baubluchten verließen die Parallele zur Straßenlinie, wenn es praktisch erschien, wenn man Raum und Licht brauchte oder wieder vom kostbaren Straßen- und Marktbild etwas erhaschen wollte. Ja sogar sägeförmig wurden sie, wie noch in vielen alten Beispielen zu sehen, so am Markt zu Schwandorf, in Bregenz, Merseburg oder im Geigenbauort Mittenwald, wo man zweiseitige Helligkeit in den niedrigen Räumen so nötig hatte. Abb. 145 bringt ein schönes Beispiel aus Braunschweig. Kleine lauschige Plätze bildeten sich da, grüne Ecken, oft so voller Stimmungswerte, daß einem nach solcher tiefen Lebenskunst heiße Sehnsucht packt, nach dem Können und Empfinden jener alten bürgerlichen Bauherren, Straßen, Plätze, Häuser redend zu machen. Oder man schreitet in die stimmungsvollen Wohnhöfe alter Städte — siehe Abb. 146—149 —, von den feinen Beziehungen zur lebendigen Umgebung, zur

¹⁾ Nach: Denkmalspflege 1911.

Abb. 147
Hof im
Paum-
gärtnerschen
Hause,
Theresien-
straße 71,
spätgotisch



Nach
Hartung
a. a. O.
(Berlin, Ernst
Wasmuth
A.G.)

Natur hier noch gar nicht zu reden. Es sind tausenderlei Einzelheiten und doch ein harmonisches Kulturbild. Nicht die Einzelform erfreut uns immer, stets aber der male-
rische oder in seiner Regelmäßigkeit durchgeistigte Gesamteindruck. Wie einfach und
ruhig sind die geradlinigen Häuserreihen noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahr-
hunderts, und doch, welche feine, stille Anmut liegt in ihnen, wie reizvoll und wirksam
hebt sich jede Abweichung ohne Störung ab. Kleine Variationen in den Verhältnissen
des Aufbaues genügen schon oft, um ein Haus von dem andern ihm sonst so ähnlichen
zu unterscheiden. Immer sind es schöpferische Raumgedanken, die uns entgegenreten,
nie eklektische oder pseudomoderne Verzierungskünste, wenn auch in späterer Zeit
durch manches Theoretisierende vielfach die alte Naivität verloren geht. Bei all diesen
Hausbauten kommt trotzdem immer das Grüblerische, das Ringen um Gewordenes und
Weiterwerdendes in die Erscheinung, das volkstümliche Mitschaffen der Gesamtheit des
Volkes, nicht das bewußte, künstlerische Schaffen einzelner, wie es die klassische Kunst
in ihren Heimatsländern oder moderne Künstlerkunst zeigen. Im Erfassen dieser national-
charakteristischen Gesinnungswerte, nicht im Nachbilden der jeweiligen äußern Form
alter deutscher Hausbaukunst liegt die Hoffnung der Zukunft.

Noch vor 50 Jahren bekämpfte man überall das Dach. Von München bis Rostock
verlangte man in den Bauordnungen die Vermeidung hoher Giebel- und Mansarden-



dächer und forderte möglichst flache Dächer. Das Dach war ein notwendiges Übel, man schämte sich, es zu zeigen. So können akademische Dogmen die überlieferte ehrliche Baugesinnung eines ganzen Volkes vergewaltigen. Ist doch nichts charakteristischer als die stille Massen- und Farbwirkung unserer Bürgerhausdächer, deren man bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, trotz mancher akademisch-klassischen

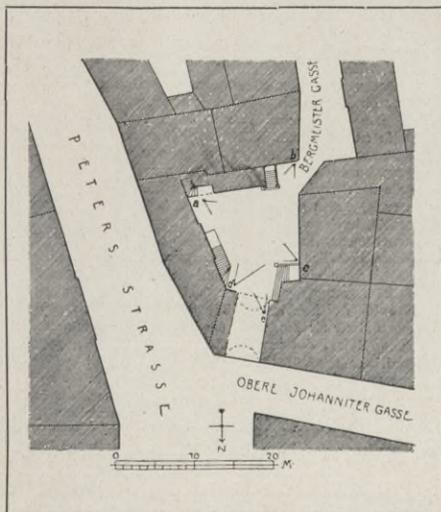


Abb. 148 Der Bergmeisterhof in Würzburg, Lageplan und Bild vom Standpunkt b. Nach: Architektonische Rundschau 1911

Einflüsse, ebensowenig entraten wollte, wie bei dem Hereinfluten italienischer Vorbilder in den Tagen der deutschen Renaissance. Nur die beiden Abb. 150 und 151 sollen hier einen Begriff davon geben, was irgend jemand geistreich als „Dachkonzert“ bezeichnet hat. Wir werden uns im fünften Buch dieser Darstellung noch eingehend mit der Gestaltung der Dächer zu befassen haben. Setzt doch heute wieder die Flachdachindustrie alles in



Abb. 149 Hof im Bianschen Hause in Rudolstadt¹⁾

Bewegung, um die „moderne Mode“ der deutschen hohen Dächer, die wir schon bei den steinzeitlichen Hausurnen fanden, zu bekämpfen. Sie malt ihre Not in den schwärzesten Farben, ohne mit einem Wort darauf hinzuweisen, daß hunderte und aberhunderte guter alter Ziegeleien zugrunde gingen, weil die Dachpappen- und verwandte Industrie die guten Überlieferungen bei ihrem Aufblühen mit Füßen trat. Wohl mag es hin und wieder anzuerkennen sein, daß auch das flache Dach eine künstlerische Berechtigung hat. Das-

¹⁾ Nach Uhde a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).



Abb. 150 Münden a. d. Weser¹⁾

selbe aber nach dem Streben mancher Verbände und Vereine zu einem Kennzeichen neuzeitlicher Baukunst zu stempeln, hieß die Geschichte des deutschen Daches verleugnen.

Große ruhige Massen, große ruhige Dächer, Rhythmus und Bewegung nicht in Schmuck und landfremden Zierrat, sondern im Ganzen oder in wichtigen Einzelteilen, deren man aus dem Innern des Hauses heraus wirklich bedurfte, das sind die hauptsächlichsten Kriterien alter Hausbaukunst. So fehlen Veranden und Balkone fast völlig in unseren alten Städten, sind sie doch für unser Klima unpraktisch. Freilich gibt es auch Ausnahmen, wie die Bauten der Stadt Mainz zeigen. Doch wo sie später mit Übernahme fremder Stilformen auftreten, sind sie meist lauben- und terrassenartig ausgebildet und geräumig genug, um sie wenigstens an den seltenen schönen Tagen benutzen zu können. Dagegen liebt man die Lauben, Ausluchten, die Beischläge, die z. B. in Danzig ein Stück Familienleben auf die Straße verpflanzen, die Erker und wie die malerischen Vorbauten heißen mögen, nicht zu vergessen die Geschoßvorkragungen, deren Durchführung oft genug mit der städtischen Baugesetzgebung in Konflikt geriet. Und da, wo es den Anschein hat, daß der Fassadenschmuck nur um seiner selbst willen da sei, auch da sind oft wieder praktische Gründe maßgebend gewesen. Bei der Anbringung von farbenprächtigen Wappen ist dies ohne weiteres einzusehen, aber auch der sonstige plastische Schmuck oder die Bemalung entspringt oft dem Wunsch, das Haus den nicht der Kunst des Lesens beflissenen Einwohnern und Fremden leicht kenntlich zu machen. So mußten in Freiburg nach einer Verordnung des 16. Jahrhunderts sämtliche Häuser mit Bildern bemalt sein, die den Namen der Häuser entsprachen. Wurde doch, wie Hirsch mitteilt, die uns so selbstverständliche Hausnummerierung z. B. in Konstanz erst 1774 begonnen.

So reizvoll diese Einzelteile des geschichtlichen deutschen Hauses auch sind, einer der besten Schätze deutscher Hausbaukunst liegt aber in der Gestaltung der Fenster, die sprechende Ausdrucksmittel des häuslichen Innenlebens werden. Sie sind nicht, wie in den klassischen Stilen, reich umrahmte Löcher, deren Holzwerk man nichts-

¹⁾ Nach Wolf a. a. O.

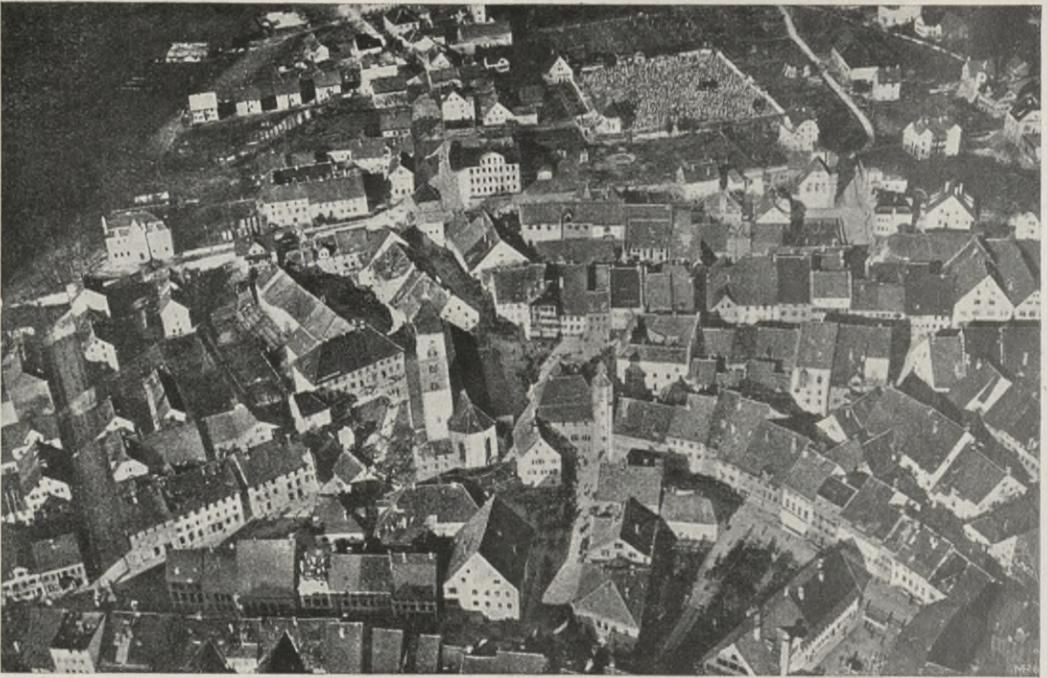


Abb. 151 Wangen i. A., von Osten¹⁾

sagend dunkel streicht, um dem akademischen Ideal einigermaßen nachzukommen. Mußten doch wir gelehrigen Hochschüler die Fensteröffnungen bei unseren Entwürfen recht dunkel übertuschen, damit nur ja nicht ein vorwitziges Rahmen- oder Sprossenwerk die akademische Ruhe der „Fassadendekoration“ störte. Auch dies ist ein Kapitel, was uns noch eingehend beschäftigen muß. Wie fein nüancierte man doch gerade Anzahl, Größe, Art der Fenster und ihrer Sprossenteilung im Verhältnis zum Innenraum, zur inneren Wandfläche. Wie verflachte man später diese für praktischen Wohngebrauch und Behaglichkeit wichtige Frage, als man Anzahl, Größe und Lage der Fenster ausschließlich nach der Fassade bestimmte und die aus ähnlichen Gründen meist zu hohen Räume noch unwohnlicher machte, weil man sie zu grell und oft ungünstig beleuchtete und dem Einfluß der Witterung, mehr als nötig, preisgab. Wie lustig erfreute man sich einstmals an dem Fensterwerk durch farbigen oder weißen Anstrich, durch grüne Läden, noch bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein, wie individuell ging man vor, wenn enge Straßen oder dunkle Höfe eine Auflösung der Front in ganze Fensterketten erwünscht machten, wie sparsam war man mit ihnen bei Gebäuden in freier, sonniger oder zugiger Lage. So gibt es heute noch tausende von älteren Bürgerhäusern in Deutschland, an denen „gar nichts dran ist“ und die doch befriedigend, ja direkt schön wirken, um der Sprache ihrer Fenster willen.

Massenverteilung und Rhythmus, natürliche Bedingungen des Malerischen, Fassadenbildung und Wesen des Ornamentalen.

Das Ornament, der Schmuck, die „Fassadendekoration“ interessiert uns zu allerletzt, wenn wir uns in deutschen Städten nach alter vorbildlicher Wohnkultur umschaun. Oft ist heute der Schmuck am Hause, wie bei schlechtem Eisenguss, nur dazu da, die schlechte Werkarbeit zu verdecken. Was uns vom rein Dekorativen interessiert, ist die Tendenz seiner Gestaltung, z. B. der Gegensatz der romanischen und der gotischen Außenwand zu späteren Stilepochen, die Gliederung durch Vertiefung statt vorgelegter Gesimse zu be-

¹⁾ Nach Baum a. a. O.

wirken, durch Blenden, das zurückliegende deutsche Band usw. Oder uns interessiert wie wenig vorbildlich doch gerade dasjenige ist, was von vielen Eklektikern an der sonst so interessanten deutschen Renaissance hauptsächlich nachempfunden wurde, nämlich das Ornament mit seiner Übertragung der Holz- und Schmiedeeisenformen auf Stein und umgekehrt. Wie schwer wurde dem Deutschen eine materialwahre selbstständige Gestaltung des Dekorativen ohne fremden Einfluß! Dieselbe Beobachtung kann man wiederholt bei den Schmuckformen des Barock und Rokoko machen. Hier versagt das Eigenartige, das Selbstschöpferische des deutschen Kunstschaffens, hier war, wie in der Malerei, fremder Einfluß nötig, um die einheimischen Werke vor Verknöcherung zu bewahren. Das Ornamentale ist trotz wundervoller Einzelercheinungen oft die schwächste Seite deutscher Hausbaukunst. Aber gerade das Formale, die Kritik der Schmuckformen interessiert die Kunstforschung am meisten. Wie wenig Grundrisse und Schnitte findet man sogar noch in unseren Baugeschichten, von den Stadtchroniken gar nicht zu reden, die heute noch öfter ohne einen einzigen Stadtplan erscheinen. Die Urquellen des deutschen Hausbaues liegen viel tiefer, als daß sie durch Fassadenvergleichen und ornamentale Betrachtungen in ihren unvergänglichen Gesinnungswerten erschöpft werden könnten. Wie viel Schönes die Sprache der Fenster, die Bedeutung der Farbe — soweit dies aus Schwarzweiß-Reproduktionen ersichtlich ist —, die Konzentrierung des Ornaments und die feinfühlig „Fassadengliederung“ auch im deutschen Wohnbau bringen, mögen einstweilen die Abb. 96, 97, 98, 99, 101, 102, 103, 104, 108, 109, 110, 111, 120, 125, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 138, 139, 140, 143, 144, 145, 153, 154, 155, 157, 158, 159, 160, 161 in einfachsten bis zu den reichsten Beispielen zeigen. Die hier gestreiften Fragen werden uns in ihrer Zukunftswichtigkeit noch eingehend im 4. und 5. Buche beschäftigen.

Die Beziehungen zur Natur und Umgebung.

Ehe wir uns einer kurzen Entwicklung des städtischen Hauses in einigen Beispielen zuwenden, seien noch ein paar allgemeine Worte über die Beziehungen des Stadthauses zur Natur gesagt. Wir sahen schon beim Bauernhaus, welchen Einfluß die Gegend ausübte, in der ein Haus erstet, durch Geländebildung, Materialeigenart, Klima, stammliche Veranlagung und vieles andere. Regelmäßig zu erwartende Naturereignisse, Stürme, Überschwemmungen, harte Schneewinter vermögen direkt gestaltend auf den Hausbau zu wirken, wobei Stammessitte und überlieferte Lebensweise diese Einflüsse vertiefen oder abschwächen können. Es ist natürlich, daß das Stadthaus die Sprache der Gegend nicht so ausdrucksvoll reden kann, als das mit der Natur viel mehr verwachsene gute alte Bauernhaus. Solange jedoch die Stadt die Hauptquellen ihrer Wohnkultur in ihren Mauern selbst hatte oder in der nächsten Umgebung, solange tönte auch der Heimatsdialekt durch die Werke des städtischen Wohnbaues. Es ist richtig, daß mit den riesenhaften Verkehrsverbesserungen und dem hierdurch bedingten Aufschwung des Handels vieles von der knorrigen Stadtindividualität abbröckeln mußte, daß aber auch hier der eminente Rückschritt weniger in diesen Verhältnissen zu suchen ist, als in der oft berührten Gleichgültigkeit und Gesinnungslosigkeit aller Baukultur gegenüber, zeigt das Verlorengelassenwerden fast aller Beziehungen zur Natur. Man vergleiche die Bepflanzung der Häuser, Straßen und Plätze, die Anlage der Parke und Gärten mit ihren Lauben und Gartenhäuschen zu Ende des 19. Jahrhunderts mit denen bis um 1800 — siehe Abb. 152 —. Nicht einmal stehen ließ man alte an rechter Stelle von unsern Urgroßvätern gepflanzte Bäume, sie mußten einem elenden Nützlichkeitsprinzip, oft lächerlichem Vergrößerungswahn oder unbegründeter Furcht vor den Einwirkungen des Tropfenfalles weichen. Welche Baumfeindlichkeit! Riehl weist einmal darauf hin, was unser deutscher Wald leiden mußte. So wurden noch 1848 oft weite Gebiete verwüstet, nur aus dem Prinzip des politischen Klassenkampfes heraus. Es scheint oft, als wäre nicht Vernunft, sondern eben solche starre Prinzipienreiterei, als wäre die Macht des Schlagwortes und des



Abb. 152 Weimar, Gartenhäuschen, Mitte des 18. Jahrhunderts¹⁾

Eigennutzes am Werke, um unsere Städte ihres ehrwürdigen Naturschmuckes zu berauben. Wie feinsinnig wurde früher Haus und Menschenwerk, Natur und Pflanzenwerk zu einem Ganzen vereint, wie ganz allgemein übte man diese sinnige Kunst noch zur Zeit unserer Urgroßväter. Alte Stadtpläne zeigen, daß selbst mitten in der eng bebauten Stadt kaum ein größeres Haus des Gartens entbehrte, meist vom Hof durch erhöhte Lage, Mauer oder Gitter getrennt, nicht selten mit Gartenpavillons verschönt. Später traten die Gärten vor den Toren auf, wo seit dem 17. Jahrhundert Landhäuser gebaut wurden — vgl. Abb. 153 —. Die Anlage der Gärten erfolgte im 18. Jahrhundert meist in

englischem Geschmack, vielleicht wieder aus praktischem Sinn, denn die beschnittenen Hecken und Bäume eines französischen Gartens erfordern große Unterhaltungskosten. Spielereien waren aber auch bei kleinen Anlagen nicht ausgeschlossen, so führt Vogts einen Garten bei Worms an, der ein Schach-

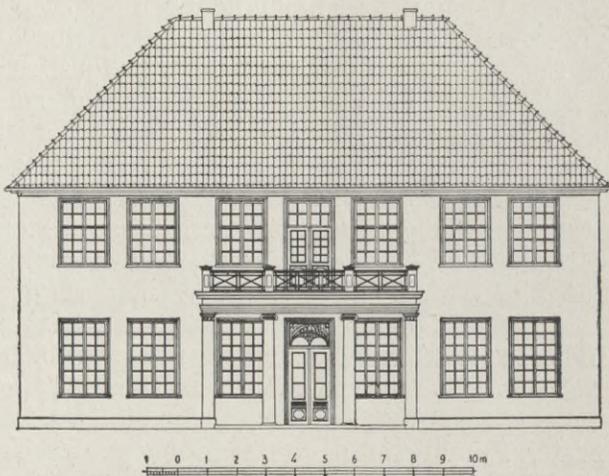


Abb. 153 Wohnhaus in Königstal bei Langefuhr²⁾

brett mit seinen Figuren darstellen sollte. Überall suchten die Bürger ihre Freude an der Natur völlig frei und nach eigenem Geschmack zu betätigen, wenn auch solche Entgleisungen vorkamen. Heute wird selbst in Gartenvorstädten von der Baubürokratie vorgeschrieben, wie die Gärten abzuschließen sind, wie das

¹⁾ Nach Lambert u. Stahl a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.). ²⁾ Nach: Danzig und seine Bauten a. a. O.

Haus zum Garten liegen soll und vieles andere. Man denke an die Vorteile der stillen Fußwege in alten Gartenvorstädten, an die Poesie der Gartenstraßen mit ihren Hecken, hölzernen Gittern, Terrassen, Mauern mit Durchblicken, Lauben, Gartenhäusern. Nichts von all dem ist heute zu finden. Schöne Baumgruppen werden, weil sie im Wege stehen oder Schatten werfen, niedergeschlagen. Wie oft könnten sie teure Fassadengliederungen und teure Kunstformen ganz entbehrlich machen! Der Baumschmuck ist ja nicht selten das schönste Ornament eines alten Bauwerks.

Wir werden uns später noch ausführlich mit dem Garten und der Hausbepflanzung zu beschäftigen haben, daß uns aber in der Gegenwart auch auf diesem Gebiet eine ästhetische Verarmung unseres Volksempfindens entgegentritt, muß schon jetzt betont werden, so sehr auch das beginnende 20. Jahrhundert eine Besserung anstrebt. Von einem Durchdringen der alten wundervollen Beziehungen des Hausbaues zur Natur als Allgemeingut der Gesamtheit ist noch wenig zu spüren.

Einzelbeispiele der Gesamtentwicklung des deutschen Stadthauses.

Was Feuersbrünste, Bürgerzwiste, Kriegskatastrophen aus alter Zeit an alter Hausbaukunst unversehrt ließen, veränderte die fortschreitende Kultur, der Wandel in Lebensführung, Lebensbedürfnissen, Lebensgesinnung, die fortdauernden politischen und sozialen Verschiebungen. Darum fällt es der Hausforschung äußerst schwer, bei den Grundtypen, die sie aufstellen möchte, ohne Rekonstruktion der überlieferten Grund- und Aufrisse zu arbeiten. Denn wirklich Urtümliches in völlig unberührter Form ist wohl nirgends in deutschen Landen erhalten. Gibt es auch sicherlich wissenschaftliches Rüstzeug genug, um spätere Einbauten und Zutaten in vielen Fällen zu erkennen, Täuschungen sind nie ausgeschlossen und der Blick zur Rückschau ist beschränkt. Es sind nur wenige Denkmäler vorhanden, die über das 15., ja 16. Jahrhundert zurückreichen, sofern das im Entstehen begriffene Inventarisationswerk deutscher Bürgerhäuser nicht Überraschungen bringt. Auch bieten die romanischen und gotischen Profanbauten mehr ein rein architektonisches Interesse.

Bei der bisherigen systematischen Verarbeitung des Materials ist unter der verhältnismäßig kleinen Zahl der deutschen Hausforscher eine tiefe Spaltung eingetreten. Die Probleme über die Einwirkung des ländlichen Bauwesens auf die Entwicklung des Stadthauses haben zu den heftigsten Kontroversen geführt. Die eine Partei will nur eine selbständige Entwicklung des Stadthauses gelten lassen und stellt das einräumige, hallenartige Haus in den Anfang. Sie legt besonders Gewicht auf das einfache, kleine Handwerkerhaus, das sie aus diesem urtümlichen Einraum herleitet. Die andere Gruppe verfißt mit ebenso großer Schärfe den Gedanken der Umbildung des Bauernhauses zum Stadthaus. Mir will es verfrüht erscheinen, zu dem Forscherstreit Stellung zu nehmen. Wie wir auf unseren flüchtigen Streifzügen sahen, ist die mittelalterliche Stadt individuell in ihrer Entwicklung, ist schon die Art ihrer Entstehung überall verschieden und spielen vielgestaltige Einflüsse der Gesamtkultur in ihren Werdegang. Sowohl das Stadthaus, als auch das Bauernhaus des 14. Jahrhunderts ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, unseren Blicken schon verschleiert. Wird es überhaupt je mit völliger Sicherheit möglich sein, die ersten Entwicklungsgänge darzulegen, die doch bei der ersten großen Blüte des Städtewesens im 12. und 13. Jahrhundert schon einen gewissen Abschluß erreicht haben mußten?

Niemand wird jedoch Stiehl das große Verdienst absprechen dürfen, auf die gemeinsamen Züge der kleinen Handwerkerhäuser, wie sie in den alten Städten über ganz Deutschland verbreitet gewesen sind, bedeutungsvoll hingewiesen zu haben. Die Einheit sozialer Vorbedingungen hat, namentlich bei primitiven Anlagen, zu allen Zeiten gewisse Grundtypen geschaffen. Ob man aber soweit gehen darf, aus diesen einfachen Handwerkerhäusern die ganze Entwicklung des Stadthauses herzuleiten, ist mindestens jetzt noch nicht zu übersehen. Es gibt viele Städte in Deutschland, die als Wohnsitze

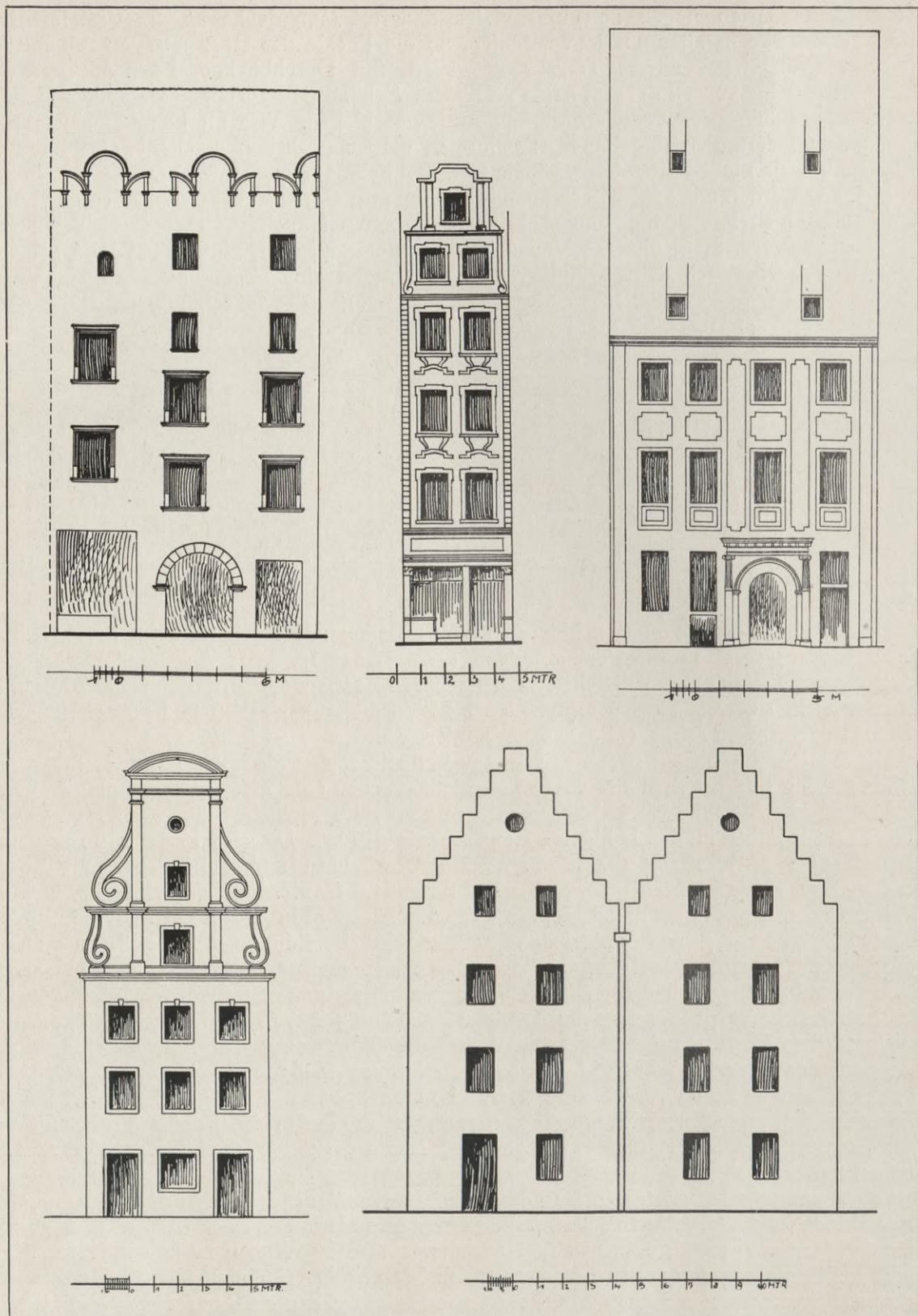
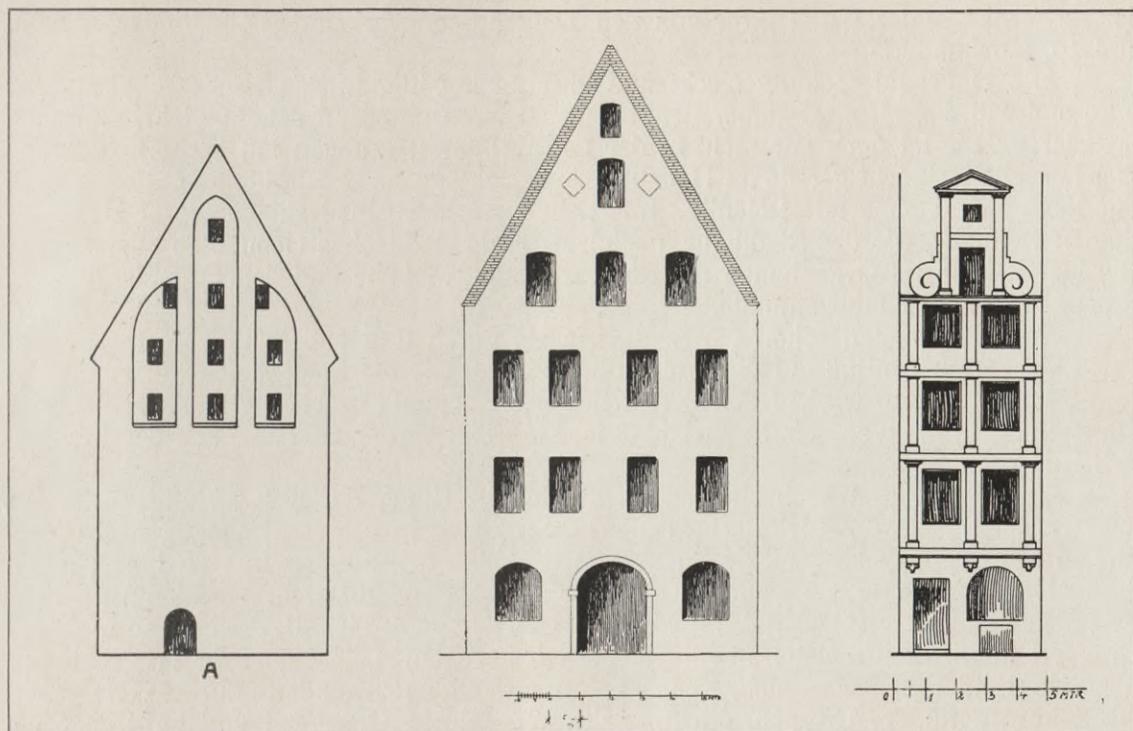


Abb. 154 Breslau, Fassadentypen von Wohnhäusern
 Nach Gurlitt a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.)



Zu Abb. 154

weltlicher oder kirchlicher Fürsten, als Mittelpunkt klösterlicher Kultur sicherlich von allem Anfang an eine große Reihe adliger Dienstmännern und begüterter Freier in ihren Mauern bargen. Sollte hier nicht die Wohnkultur von vornherein vor ganz andere Aufgaben gestellt worden sein, als in Siedlungen, wo der Ackerbürger, der Handwerker, der Krämer, kurzum der Kleinbürger die ausschlaggebende Rolle spielte? Jeder, der die Chroniken unserer Städte liest, weiß zudem, welchen Wechsel der Abhängigkeit von höheren politischen Gewalten fast jede deutsche Stadt im Laufe der Jahrhunderte erleben mußte. Diese großen politischen und sozialen Umwälzungen konnten sehr wohl tief einschneidende Verschiebungen der städtischen Kultur bewirken. Es sei hier wiederholt auf die Abb. 105—111 verwiesen und werden



Abb. 155 Altona, kl. Mehrfamilienhaus, 3 getrennte Türen. Nach Schwindraheim a. a. O.: Von alter zu neuer Heimatkunst

mit Abb. 154 und 155 einige Fassadentypen gebracht. Letzteres Beispiel zeigt wiederum für das kleine Mehrfamilienhaus drei getrennte Türen, ein Gesichtspunkt, den wir schon bei der Fuggerei fanden und der bei flachen Mehrfamilienhäusern unerlässlich ist.

Die große Kunstwissenschaft fängt erst langsam an, jene Unterströmungen zu erforschen, die oft unmerkbar aber sicher, Generationen vorher Umwälzungen künstlerischer Art vorbereiteten. Man denke nur an die Geschichte

der modernen Malerei und ihrer von den Zeitgenossen verkannten Pfadfinder des 18. und 19. Jahrhunderts.

Die Hausbauforschung steckt nun aber noch völlig in den Kinderschuhen, sie muß und will das Material aufbereiten, systematisieren und läuft dabei Gefahr, zu schematisieren. Sie ist noch gar nicht in der Lage, Unterströmungen mit Sicherheit nachzugehen, die vielleicht gerade im Hausbau so ausschlaggebend sein können. Freuen wir uns ihres Eifers ohne alle Polemik. Interessiert uns doch im Rahmen dieser Betrachtungen vielmehr, wie das Stadthaus, nachdem es als städtisches Gebilde so oder so geworden ist, sich im Organismus der Stadt weiter entwickelte und den Organismus der Stadt selbst wieder mitbestimmte.

Wir betrachteten schon die Stadt, wie sie durch ihre äußere und innere Politik einen sichtbaren Einfluß auf die Wohnkultur nimmt, wie die Stadt gleichsam zur deutschen Hausbildnerin wird. Auch der zweite Gesichtspunkt beschäftigte uns schon, die Darstellung des Hauses als Städtebildnerin, die Stadt wird zum Ausdruck des bürgerlichen Hauses.

Tragen wir nun noch ein paar geschichtliche Bilder der Entwicklung nach, ein paar Beispiele, wie das historische deutsche Stadthaus in seinen Hauptzügen uns vor Augen tritt, ohne uns irgendwie an systematische Entwicklungsreihen zu binden.

Die Wohnstätte des gemeinen Mannes ist am wandelbarsten. Nachkommen und Fremde verändern unablässig das Besitztum. Und gerade das im allgemeinen so wichtige Erdgeschoß wird am meisten in Mitleidenschaft gezogen. Leicht sind da Trugschlüsse möglich. Immerhin lassen sich, wenn auch nur wenige Jahrhunderte zurückverfolgend, Grundformen finden, Urtypen, die trotz des Wandels in Ornament und äußeren Stilformen über ganze Kunstepochen von Bestand bleiben. Daß natürlich Einflüsse des Klimas, des Bodens, der höheren oder niedrigen Lebensansprüche, der Betätigungsform des Berufes, der Gesetzgebung und des Auslandes keinen Allerweltstypus entstehen ließen, ist selbstverständlich. So wurde schon S. 150 mit Hirsch darauf hingewiesen, daß bei den Konstanzer Boden- und Grundwasserverhältnissen die meisten Häuser nicht unterkellert werden konnten und deshalb das Erdgeschoß in Konstanz ganz oder teilweise den fehlenden Keller ersetzen mußte, also von Anfang an für Wohnzwecke eine untergeordnete Rolle spielte. Anderwärts erfolgt der Ausbau des Obergeschosses erst nach langer Entwicklung. In Konstanz ist direkt eine Vernachlässigung des Erdgeschosses in Höhenentwicklung, innerer Ausstattung und äußerer Gesamtarchitektur charakteristisch. Man sieht schon aus diesem einen Beispiel, wie schwer es sein wird, Normaltypen aufzustellen. Stiehl hat jedoch, wie bereits erwähnt, das unbestrittene Verdienst, auf die Ähnlichkeit der kleinen Handwerker- und Kaufmannshäuser über ganz Deutschland hinweg hingewiesen zu haben. Das Haus selbst des kleinsten Ackerbürgers hingegen stellte schon weitgehendere Bedingungen an das Bauprogramm. Man denke an die Hinterstraßen — Abb. 95 — und sehe sich Grundriß und Aufbau des Ackerbürgerhauses in Rottweil an — Abb. 156 —. Es wird sogleich auf die Wohnhausgattung zurückzukommen sein. Für das Wohnbedürfnis des wenig bemittelten Kleinbürgers, der als Handwerker oder Krämer sein Leben fristete, kann man sich sehr wohl die Urform jeder Behausung, den Einraum, an die Spitze der Entwicklung denken. Stiehl, Göbel u. A. bringen nun Entwicklungsreihen der Differenzierung der Wohnbedürfnisse durch Aufteilung dieses Urraumes, sei es parallel zur Straße, senkrecht zu ihr, kreuzförmig oder durch Dreiteilungen und reicherer Gliederung des Grundrisses. Hierbei spielt natürlich die Tiefen- bzw. die Breitenentwicklung des Bauplatzes die wichtigste Rolle. Das von Stiehl angeführte Kleinbürgerhaus in Lübeck ist bei einer Breite von 3,94 m 9,90 m tief und wie Abb. 107 zeigt, im Erdgeschoß in zwei, im Obergeschoß in drei Räume zerlegt. Es sind also eine ganze Reihe von Räumen vorhanden. Im Erdgeschoß liegt die Werkstatt, der Laden, im mittleren Raum des Obergeschosses die Feuerstelle. Dies bedeutet im allgemeinen ein höheres Entwicklungsstadium, wird doch dadurch das Familienleben vom Geschäftsverkehr und der Öffentlichkeit getrennt. Es lassen sich

Beispiele nachweisen, daß die Küche schon im 16. Jahrhundert sich im Obergeschoß befand. Wie sich durch Abtrennung der Treppenhäuser, durch Einfügen von Seiten- oder Mittelfluren, durch Schaffung besonderer Werkstätten, Küchen, Aborten usw. die Raumdisposition erweitert, soll noch im sechsten Buch gestreift werden.

Bringt schon die Notwendigkeit besonders gearteter Werkstätten, wie z. B. bei Bäckern, Fleischern, Apothekern eine Differenzierung des Grundrisses mit sich, so ist diese beim Ackerbürgerhaus von vornherein gegeben. Man braucht einen Hof, auf dem Schuppen und Ställe liegen, das Anwesen ist also meist geräumiger, das eigentliche Wohnhaus bleibt jedoch sehr oft dem vorbeschriebenen Handwerkerhaus ähnlich. Freilich gibt es auch Anlagen, die im Erdgeschoß in dreischiffiger Gestaltung Ställe und Vorräume enthalten — Abb. 156 —, wie das von Stiehl veröffentlichte Ackerbürgerhaus in Rottweil. Es klingen in solchen Lösungen oft Motive der fränkischen und sächsischen Bauernhäuser wieder, deren Ableitung zu jenem heftigen Streit unter den Forschern führt. Uns interessiert hier nur, daß sich die Bauherren, sei es nun durch eigenartige Weiterbildung des Einraumes, sei es durch Umbildung alter Bauernhausformen, selbständige praktische Siedlungsformen schufen. Interessant ist weiter das frühe Vorkommen von Doppelhäusern, ja ganzer Zeilen von Reihenhäusern. Es sei hier neben Mainz, Augsburg, Ulm, Lüneburg an zwei Beispiele späterer Zeit aus Königs-

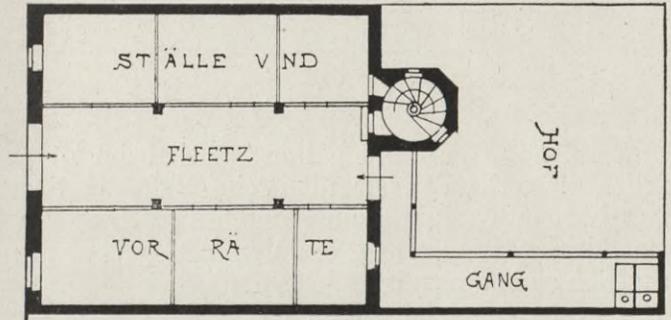


Abb. 156 Ansicht und Grundriß eines Ackerbürgerhauses in Rottweil¹⁾

berg und Remscheid-Hasten erinnert — Abb. 157 und 158 —, von denen das letztere einen Begriff davon gibt, wie vornehm und schlicht sich selbst ein reiches Kunstbedürfnis zu geben wußte und mit welcher Selbstverständlichkeit man einheimische Materialien verarbeitete. Oft zwängen sich die kleinen Häuschen zwischen größere, weil die Besitzer Hofzufahrten, Grundstücksstreifen usw. zur Bebauung an Zuzügler verkauften. Man kargte mit der Breite, gab den Bauplätzen dafür aber große Tiefe. Während im 10. Jahrhundert in Hildesheim ein Verhältnis von 6 auf 12 Ruten und auch in anderen Städten dies Verhältnis 1 : 2 vorgesehen war, finden sich spätere Beispiele von 1 : 4 und 1 : 5 bei Dimensionen von etwa 4 m Breite und 20 m Tiefe! Solche Gesichtspunkte wirken natürlich auf das Gesamtbild des Stadtplanes, ebenso wie z. B. die bereits erwähnten Duderstädter Hinterstraßen.

Wir erinnern uns, daß in frühester Zeit das Erweiterungsbedürfnis nicht durch An- und Einbauten, sondern durch Nebeneinanderstellen des Einraumes gedeckt wurde.

¹⁾ Nach Stiehl, Denkschrift a. a. O.

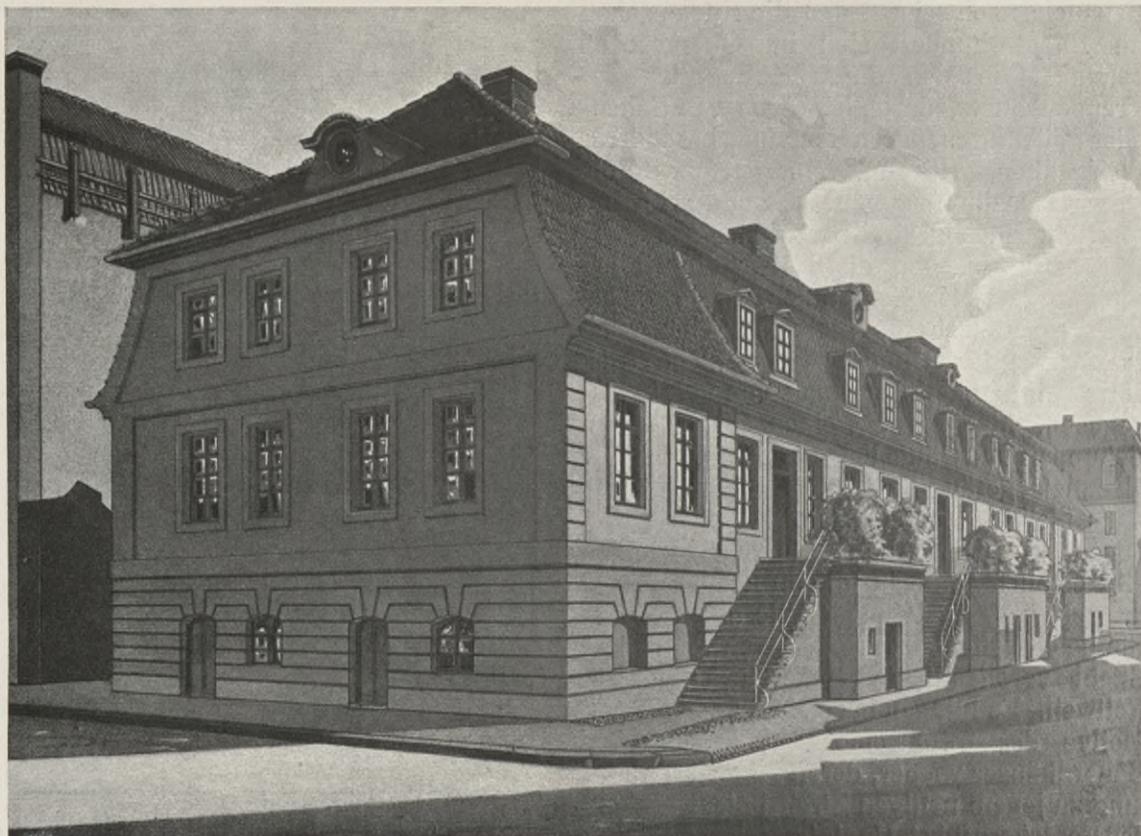


Abb. 157 (Königsberg i. Pr., Häuserreihe, Mitte des 18. Jahrhunderts¹⁾)

Eine solche Wiederholung findet auch beim Bürgerhaus statt, sofern eine große Parzellentiefe vorhanden ist. Man schaltet den, etwa aus zwei Räumen und seitlichem Gang bestehenden Grundrißtypus, durch Einschleiben von Höfen zwei, ja dreimal hintereinander. Hierbei erfolgt die Verbindung über den Hof durch Zwischengänge, auf die sogleich zu kommen ist.

Interessant ist weiter, wie man trotz der beschränkten „Fassaden“-Entwicklung entweder jedes Häuschen schlicht und doch eigenartig durchzubilden suchte oder wie man andererseits dazu überging, zwei dieser Häuser unter einem Dach zu vereinigen. Es sei hier auf die von Schäfer veröffentlichte Aufnahme eines Doppelhauses zu Marburg verwiesen. Später wurde dieser Baugedanke erweitert, man ging zum Gruppenbau über. Eins der schönsten Beispiele dieser Art — wenn auch als Ladenhäuser nicht ganz hierher gehörig — zeigen die Domhäuser am Markt zu Mainz aus dem Jahre 1771, die Vogts veröffentlichte. Das Ideal jener Zeit war, großzügige Baugruppen statt Einfassaden zu schaffen, um die Neustädte einheitlich zu gestalten. Voraussetzung bleibt hier stets eine großzügige, bürgerliche Baugesinnung, die sich dem Baugedanken in kleinen Sonderwünschen unterordnet und vor allem auch bei der Unterhaltung geschlossen vorgeht. Streicht der eine sein Haus oder die Fenster gelb, der andere blau an, tut der eine nichts, der andere viel für die Unterhaltung, so kann die große Wirkung der Gruppen direkt lächerlich zerstört werden. Die Wiederaufnahme derartiger Baugedanken eignet sich nur bei Genossenschaftshäuser etc., wo eine gemeinsame Bauunterhaltung erfolgt.

Es sei hier darauf hingewiesen, wie durch die Abtrennung der Küche vom Flur, durch bessere Gestaltung der Treppen, durch Beseitigung der altüblichen Kellerfall-

¹⁾ Nach Lambert u. Stahl a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).

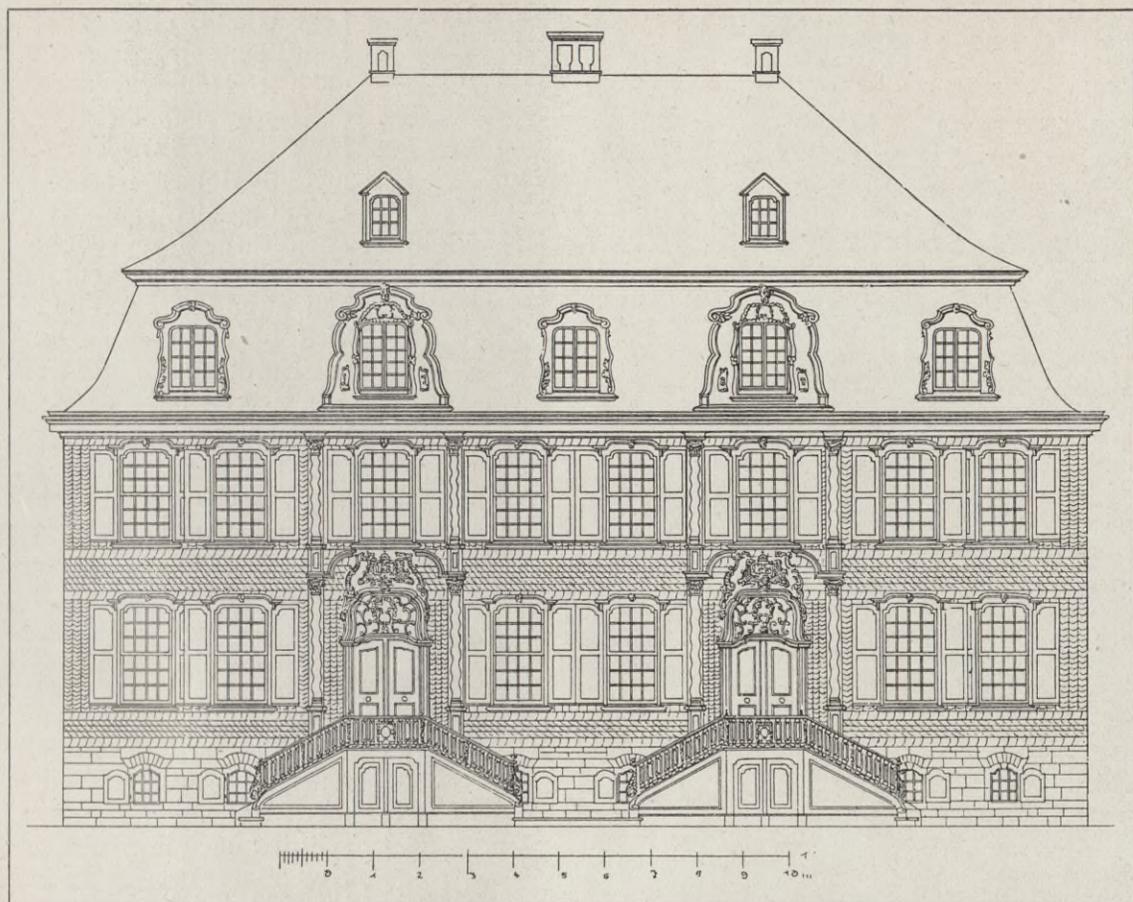


Abb. 158 Remscheid-Hasten, Doppelwohnhaus Cleff¹⁾

türen, der eingebauten Abortanlagen und mancher anderer Mängel die Wohnkultur des 18. Jahrhunderts auch in diesen unscheinbaren Häusern weitgehende Verbesserungen schuf. Freilich wurde manches auch wieder dem übertriebenen Streben nach Symmetrie geopfert, so daß man, um nur einen Zug zu erwähnen, zuweilen einseitig schiefe Fensterleibungen im Innern anbrachte, damit das Fenster außen nur ja in das Schema gezwängt werden konnte. So kann das wünschenswerte Streben nach Haltung wiederum auf Abwege führen.

Brauchte der Ackerbürger schon mehr Raum als der kleine Handwerker und Kaufmann, so vergrößerte sich der Raumbedarf beim Handelsherrn und Großkaufmann ganz erheblich. In der Regel benutzte man das Erdgeschoß ausschließlich zu Geschäftszwecken, was wir allerdings auch schon bei Kleinbürgerhäusern fanden, nur mit dem Unterschied, daß die bebaute Grundfläche bei den Großkaufmannshäusern viel bedeutender ist. Es sei hier auf Abb. 121—125 verwiesen. Ein gutes Beispiel eines größeren Kaufmannshauses veröffentlicht Göbel. Das Haus Schneider am Markt zu Ladenburg zeigte im Erdgeschoß das mit Kreuzgewölben überdeckte Warenlager in süddeutscher Auffassung. Die norddeutschen Dielenhäuser greifen in das erste Obergeschoß hinein, so daß die beruflichen Zwecke des Hauses denen des Wohnbedürfnisses gegenüber überwiegen. Es wird später die Frage zu beantworten sein, ob nicht auch hier wieder, trotz der monumentaleren und malerischen Erscheinungsform der norddeutschen Dielen, die Förderung eigentlicher Wohnkultur frühzeitig vom Süden und Westen erfolgte. In den großen hanseatischen Dielen spielte sich der ganze private und geschäftliche Ver-

¹⁾ Nach: Bergische Bauweise (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).



Abb. 159 Danzig, Kanzelhaus Baumannshof¹⁾

kehr wie in einer großen Halle ab, selbst in so vornehmen Häusern, wie in der Löwenapotheke zu Lübeck, die 1375 der Gemahlin Kaiser Karls als Wohnung diente. Man hält an diesem Baugedanken, trotz aller Unbequemlichkeit, streng konservativ bis weit über die Rokokozeit in Norddeutschland fest. Joh. Georg Büsch sagt 1800 in seiner praktischen Darstellung der Bauwissenschaft: „Noch jetzt gibt es in Hamburg Häuser, auf deren 50 Fuß langer und über 30 Fuß breiter Diele nicht mehr als ein Zimmer angebracht ist, welches noch zur Not als Wohnzimmer benutzt werden kann. Weiter vermißt er eigentliche Apartments von vier Zimmern fast völlig. Vielfach schritt man allerdings zur Aufteilung der Diele, oft in recht kläglicher Weise, die sich von der räumlichen Gliederung, wie sie die feinere Wohnkultur und ältere Überlieferung Mittel- und Süddeutschlands frühzeitig förderte, nicht gerade vorteilhaft unterscheidet. Man baute Stuben und

Kammern schachtelartig oder auf Hängeböden in den großen Dielenraum ein. Statt der unorganischen Einbauten benutzte man im Süden frühzeitig den Geschosßbau zu Wohnzwecken. Über die Steinwerke und Steinkammern der Holzhäuser zum Aufbewahren besonders wertvollen Hausrats gelangte man in Süd- und Westdeutschland oft schon sehr früh zum Steinbau.

Das Haus der Ehinger in Ulm — Abb. 121 — zeigt, wie erwähnt, das für Kaufmannszwecke reservierte Erdgeschoß, während das ohne Flurverbindung in vier Räume kreuzgeteilte und vom Nachbargrundstück teilweise beleuchtete Obergeschoß einen Begriff vom Stand der Wohnkultur des 15. Jahrhunderts gibt. Auch hier findet sich der Hofumgang, der in vielen Beispielen bis in die späteste Zeit Seiten- und Hinterflügel verbindet. Diese zuweilen nur einseitigen und hölzernen Gänge führen oft nur zu dem entfernt liegenden Abort, nicht selten aber auch zu Hinterhäusern, z. B. in Brandenburg und Güstrow, Meißen, Konstanz etc. Sie gehen dann oft durch mehrere Geschosse und verleihen den Höfen hohen malerischen Reiz. Ursprünglich sind diese Umgänge offen

¹⁾ Nach Gentzen, Die Kanzelhäuser und ähnliche Miethäuser Alt-Danzigs (Danzig, Burau).

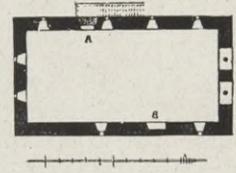


Abb. 160 Frankenturm in Trier,
Ansicht und Grundriß

Nach Stiehl, Wohnbau a. a. O.

und werden erst viel später verglast. In Nürnberg, Regensburg, in tiroler und oberösterreichischen Städten werden sie zu italienisch anmutenden, durch alle Geschosse gehenden Säulenhöfen und gewölbten Hallengängen, wie sie sich bei Schloßbauten finden. Solche offenen Gänge oder Galerien rücken auch zuweilen an die Außenseite der Gebäude, so befindet sich nach Göbel an den beiden Langseiten des Gasthauses zur Rose in der Heppenheimerstraße zu Benzheim ein schmaler, durch Bogen geöffneter Gang zur Verbindung der Zimmer. Es spielen aber auch, wie bei den eigentlichen Erdgeschoß-Lauben, italienische Einflüsse mit. Interessant sind auch die offenen Laufgänge der Danziger Kanzelhäuser — Abb. 159 —. Ein ähnliches Beispiel fand ich in Güstrow. Die schattenspendenden Laubengänge verleihen vielen süddeutschen, schlesischen und namentlich den tiroler Städten den Reiz intimer Behaglichkeit. Über solche Gestaltungsformen, wie auch Einzelmotive, z. B. Läden, Fensterverschläge, Fenstergitter, Erker, Balkone etc. wird noch mancherlei zu sagen sein. Hier hat namentlich das 17. und 18. Jahrhundert manche naive Äußerung individueller Wohnkultur in das Schnürleib der Symmetrie gezwängt, wie auch die von Göbel angeführten Rechenexempel, um auf jeden Ellenbruch die Symmetrie zu wahren, sicher Auswüchse sind. Darüber darf man aber die großen Verdienste jener Urgroßvätertage um die Ruhe und Haltung, die vornehme Schlichtheit der Außenseite, namentlich auch um die Durchbildung des Innern nicht vergessen. Es gibt hunderte von Beispielen, an denen man sehen kann, wie die symmetrische Teilung dem Äußern zugute kommt, welche Vornehmheit oft diese schlichten, einfachen Häuser an sich haben, wie reizvoll gerade wegen der sonstigen Symmetrie kleine Variationen in der Gestaltung einzelner Baukörper wirken.

Wir sahen schon aus der Entwicklung des nichtstädtischen Wohnwesens, daß sich die Siedlungen des Adels aus unbefestigten Höfen über die festungsartigen Burgen zu unbefestigten Schlössern zurückentwickelten. Ähnlich gestaltete sich die Entwicklung



Abb. 161 _Prag, Palast Czerin auf dem Hradschin 1668—1675¹⁾

der Adelssitze auch in den Städten, nur ging sie um vieles schneller. Aus den freien Höfen der Frühzeit deutscher Städte wurden befestigte Häuser, Wohntürme — Abb. 160 —, Stadtburgen, als die Adligen versuchten, die städtische Vorherrschaft zu erkämpfen. Doch die Bürgerschaften der Städte erwiesen sich als stark genug, um solche Machtgelüste tatkräftig zu unterdrücken und schon 1180 verbietet ein Reichstagsbeschuß in Städten befestigte Häuser. Fällt nun auch das politische Moment, wenn auch nicht ohne Ausnahme, weg, so gestaltet das größere Repräsentationsbedürfnis diese Bauten dennoch eigenartig. Schon die Lage an Straßenecken oder Plätzen ist charakteristisch. Man sehe an den gewaltigen Verhältnissen des Palastes Czernin in Prag — Abb. 161 —, wie sehr oft das Bestreben vorhanden war, mit den fürstlichen Stadtschlössern an monumentaler Pracht und fremdländischer Kunst zu wetteifern. Und wenn es in späterer Zeit nicht gelingt, solch bevorzugten Bauplatz zu erhalten, so löst man das „Palais“ nach dem Vorbild des französischen Hotels von der Nachbarschaft durch Zurückschieben des eigentlichen Wohnbaues, des corps de logis, führt an den Nachbargrenzen niedrige Flügel mit Ställen, Diener- und Wirtschaftsräumen entlang und schließt den Vorderhof oder Garten mit hoher Mauer oder Gitter straßenseitig ab. Dies ist freilich das Bild eines vornehmen adligen Stadtsitzes aus dem 18. Jahrhundert. Wie beim Burgenbau gibt es aber auch sehr ärmliche städtische Adelsniederlassungen. Es muß betont werden, daß sich namentlich bei kleineren Adelssitzen des 16. und 17. Jahrhunderts die Erinnerung an den Einraum am deutlichsten wachhält. Als Beispiel eines größeren adligen Stadtsitzes sei hier das von Göbel dargestellte, einst dem Herrn von Schwende gehörige Stadtschloß zu Weinheim genannt. Viel bürgerlich behäbiger sieht der gleichfalls von Göbel veröffentlichte Adelssitz der Echter von Mespelbrunn zu Benzheim in seinem Fachwerksgewand aus. Beide sind echt deutsch in der Auffassung, zeigen freilich auch in Grundrißentwicklung

¹⁾ Nach Dohme a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).

und Raumgestaltung die Mängel eines unverfeinerten Wohnbedürfnisses. Einen interessanten Grundriß veröffentlicht auch Rannacher. Er stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts und zeigt schon manche Verfeinerung. Dabei ist besonders wieder der französische Einfluß bahnbrechend. Es sei hier mit Dietrich auf ein Entwurfsdetail zum Brühlischen Palais in Dresden verwiesen, das die Anordnung des vornehmen Schlafzimmers mit seinen Nebenräumen zur Darstellung bringt — Abb. 162 —. „Neben der Bettnische liegt auf der einen Seite das Toilettenzimmer, auf der andern ein „heimlich Gemach“, die Nebentreppe zur Bedienung, ein Raum für den Kammerdiener sowie die Garderobe. Das Schlafzimmer selbst steht durch die an der Fensterwand liegende Tür in Verbindung mit dem Besuchszimmer, durch eine zweite mit dem Vorzimmer und durch den Gang neben der Ofennische mit dem Speisezimmer“. Neben den Stallungen und Räumen für Bedienstete bilden Festsaal und Treppenhaus — Abb. 163 — das Hauptkriterium des Adelssitzes. Acht bis zehn Meter ist in der Barock- und Empirezeit das Mindestmaß für diese Säle, gern führt man sie durch mehrere Geschosse. Interessant ist auch zu beobachten, wie verfeinernd der Einfluß Frankreichs gegenüber dem vorangehenden Italiens auf die Gesamtanlage dieser adligen Stadtsitze wirkte. Die unumstößliche Forderung bleibt bei der italienischen Schule, wie sie namentlich in Süddeutschland, Böhmen, Österreich blühte, daß die Fassade an die Straße gestellt werden mußte, daß die mächtigen Schloßhöfe auch auf die Palais übernommen wurden, so z. B. bei Bauten von Fischer von Erlach Anfang des 18. Jahrhunderts. Die Fassade wird zum mächtigen Dekorationsstück, z. B. bei dem Palais Preysing zu München. Das Haus selbst zeigt den Typus der geschlossenen Hofanlage. Die Übernahme der großartigen Treppenhäuser und Vestibüle der Residenzschlösser auf die doch in ihren Massen beschränkten Stadtpalais, das Streben nach großen Sälen läßt wenig Platz für die eigentlichen Wohnräume und auch für die Nebenräume, die oft gänzlich vernachlässigt wurden. Bei den nach französischen Vorbildern erbauten vornehmen Wohnhäusern des Adels ist die Differenzierung der Gemächer vollkommen durchgeführt. Im Gegensatz zu der italienischen Auffassung begab man sich der Dekorationssucht bei den Fassaden schon deshalb, weil in vornehmer Zurückhaltung, wie bereits erwähnt, das eigentliche Wohngebäude von der Straße weggelegt wurde und weil man unter Verzicht auf die italienischen geschlossenen Höfe, die eigentlichen Herrschaftsräume nach dem Garten legte. Es muß anerkannt werden, daß der französische Einfluß auch hier-

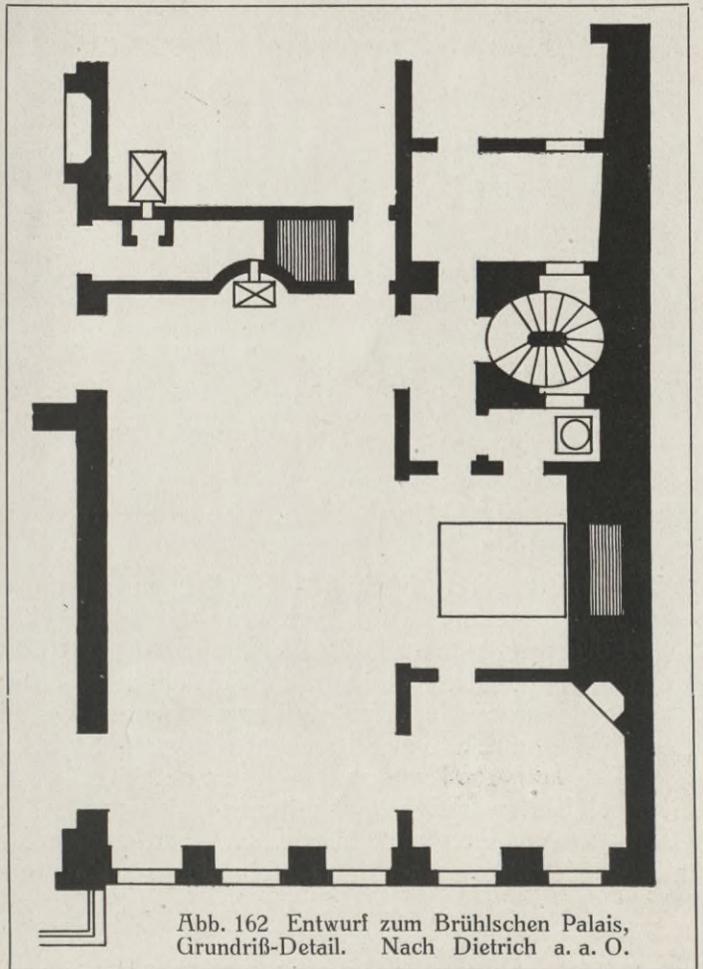


Abb. 162 Entwurf zum Brühlischen Palais, Grundriß-Detail. Nach Dietrich a. a. O.



durch eine Verfeinerung der Wohnkultur mit sich brachte, zu der Deutschland aus eigenen Kräften wohl viel später erst gekommen wäre.

Abb. 163
Wien, Palast Daun (Kinski)
1709—1713, oberer Austritt
des Treppenhauses¹⁾

Baugesinnung bei Bauherren, Theoretikern, Baumeistern und Handwerker der Vergangenheit.

Auf unseren flüchtigen Streifzügen ist uns ein Charakterbild des deutschen Bürgertums erstanden, das sich sehr wesentlich von dem unserer Tage unterscheidet. Das Bürgertum war im Mittelalter die treibende Kraft und rettete sich, trotz aller Gegenwirkungen politischer und sozialer Art, bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts eine Zähigkeit in der Weiterbildung gesunder Wohnkultur, deren schlichte Selbstverständlichkeit und naive Treffsicherheit des Gefühls bei den verschiedenartigsten Lösungen derselben Aufgabe immer wieder unsere neidvoll-wehmütige Bewunderung erregt. Trotz aller politischen und wirtschaftlichen Fährnisse und Erniedrigungen liegt noch ein Abglanz jener stolzen mittelalterlichen Kraft über den Wohnbauten unserer Urgroßväter und wie Zetschke so schön sagt, ein sicheres Empfinden für die schlichte Würde, zweckdienliche Sachlichkeit, innerlich vornehmes Selbstgenügen und solides Behagen an ein-

¹⁾ Nach Dohme a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).



Abb. 164 Dürer: Der Hl. Hieronymus im Gehäuse
Nach G. Hirth, Das deutsche Zimmer (München)

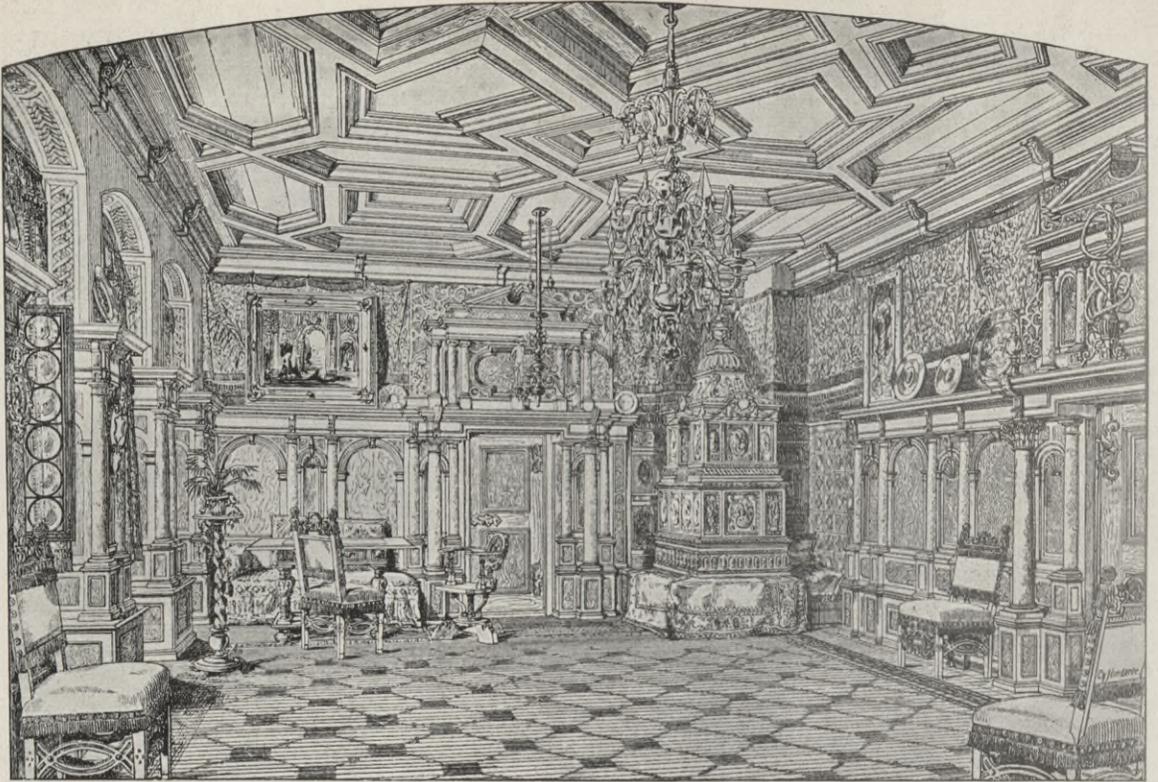


Abb. 165 Zimmer mit Eichenholzvertäfelung im Zickschen (ehemaligen Femboschen) Hause zu Nürnberg 1580¹⁾)

fachen und gesunden bürgerlichen Verhältnissen. Man blieb Herr im eigenen Hause, suchte in der Behaglichkeit der trauten Räume eine stille Zuflucht, ein künstlerisches Ausleben.

Unsere alte Wohnkultur ist nicht so stolz-demokratisch, wie etwa die der Schweiz, es dringen mit zunehmendem Wohlstand mehr aristokratische Tendenzen in die Bürgerkreise Deutschlands ein, Übernahme von Sitten und Gebräuchen sozial höher stehender Bevölkerungsschichten. Das ständische Prinzip des deutschen Wohnbaues verwischt sich, wie wir sahen, immer mehr. Heute wohnt der reiche Herrscher oft fürstlicher als der höchste Aristokrat. Nicht in seiner oft so ausdrucksvollen bürgerlichen Besonderheit liegt der Hauptwert des städtischen deutschen Wohnbaues, sondern im Segen einheitlicher Haltung in Massengestaltung, Raumdurchbildung und Formensprache, die jeweils ganz Deutschland über Generationen beherrschte. Es war die Muttersprache, die Bauherr und Baumeister gleich gut verstanden, in der sie sich so schön wie möglich auszudrücken suchten. Und es ist für unsere Untersuchungen ganz gleichgültig, ob diese Zeitsprache mit französischen oder italienischen Lauten teilweise vermischt oder aus ihnen abgeleitet ist. Man kann dies vom Standpunkt nationaler Forderungen bedauern, vom künstlerischen Standpunkt müssen wir auch die letzte Zeit eines eigentümlichen Stilempfindens um 1800 um die schlichte Würde ihrer Werke einer vielleicht durch fremde Einflüsse gefärbten, aber trotzdem gesund gebliebenen guten, zuverlässigen Überlieferung der Geschmacks- und Gefühlsbildung beneiden.

Einheitlichkeit und Würde in der Gesamterscheinung, persönliche Mitarbeit der Einzelnen und selbständiger Einfluß der Bauherren auf den Wohnhausbau seiner Zeit, das sind immer wieder zu findende Kriterien der geschichtlichen Epochen, das sind Gesinnungswerte, die keine noch so dogmatische Kritik der hohen Kunstforschung uns aus

¹⁾ Nach Hirth a. a. O.



Brendamour, S. & Co.

Abb. 166 Rosengarten Nr. 14, innere Fenstersäulenmotive
Nach Hirsch a. a. O.

irgendeiner Epoche des Wohnbaues bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts verkümmern kann. Im Gegenteil, was die Forschung so verächtlich behandelte, die Wohnhauskunst um 1800 gibt uns selbst in ihren einfachsten und kleinsten Bauten Zeugnis von dem persönlichen Anteil, von der Kunstfreude und dem Humor ihrer Erbauer oder Besitzer. Heute sind wir enttäuscht, hinter prunkvollen Fassaden aus allen Stil-epochen im Innern öde Nüchternheit und Unpersönlichkeit zu finden. In den guten Zeiten deutschen Wohnbaues überraschte das reiche Innenleben, das in der Raumgestaltung der oft äußerlich so schlichten und über ganz Deutschland einheitlich gehaltenen Häuser zu Tage trat, sei es nun, wie in Konstanzer Zimmern, durch die eigenartigen Fenstersäulen — Abb. 166 — oder durch die schöne Sitte der Fenster- und Wappenschenkung, durch Ausbau von Erkern und lauschigen Plätzen und was wir später noch alles finden werden. Nun darf man aber nicht nach Theaterszenen oder in ähnlichem Geist restaurierten, teils in Museen zusammengestellten, alten Innenräumen sich im Bürgerhaus großen Reichtum vorstellen. Noch an so einem durchgeistigten Hause, wie dem Goethes, auf das ich im sechsten Buche kommen möchte, ist die große Bedürfnislosigkeit an Einrichtungsgegenständen zu erkennen. Das Vorbildliche solcher Räume liegt nicht im Reichtum ihrer Formen, sondern in der persönlichen Note, in der Einheitlichkeit der Gesamtauffassung, im Stil. Man ging zum Tischler, um sich Möbel zu bestellen. Wille und Bedürfnis des Bestellers paarte sich mit der tüchtigen Handwerkstradition des Meisters. Goethe baute mit seinem Tischler Jahre an einem Schreibtisch für Frau von Stein. Und so bauten Generationen am Hause und verinnerlichten es. Die Abb. 164—169, — es sei auch auf Abb. 124 verwiesen — zeigen im Fluge eine Entwicklungsreihe, deren Einzelheiten wir später flüchtig streifen werden.

Gesteigerte Bedürfnisse führten schon im 15. und 16. Jahrhundert zu erhöhtem gesellschaftlichen Aufwand. Aber wie meisterte die deutsche Baugesinnung die siegreich eindringende Renaissance. Die Wohnkultur wird differenzierter, verliert aber nichts an ihrer persönlichen Note. Man übernimmt Gutes, wo man es herbekommt, namentlich in jenem erwähnten aristokratischen Zuge vom Schloßbau. Aber wie individuell verarbeitet man die Anregungen. Der Adel kopierte oft skrupellos das Ausland. Des Bürgers praktischer Sinn stellte alle Zeit die Bedürfnisfrage in den Vordergrund, ohne daß Kunstfreude und Humor ihn verließen.

Der Ruhmessinn italienischer Städte und Bauherren ist in Deutschland kaum in dem Maße zu finden, Einzelercheinungen dieser Art fallen aus dem Gesamtbild heraus. Wenn Wallenstein in Prag einen alten Stadtteil abbricht, um sich einen Wohnsitz zu schaffen, so ist das nichts Typisches, wie in Italien. Die Baulust des Bürgers äußert sich in anderer Weise und mehr unbewußt großzügig im Außenbild. Man strebt nach Ruhe, Schlichtheit, Würde, durch harmonisches Aneinandereihen der Fassaden oder durch Zusammenfassung von Einzelhäusern zu Gruppen. Man reißt nicht Altes nieder, um Neuem Platz zu machen, sondern man verinnerlicht das Haus der Väter immer von neuem im Baugeist der Zeit. Die erprobte Innenanordnung der Räume und ihre Beziehungen zu einander läßt sogar ein Schinkel unangetastet oder umgekehrt, seine Bauherren ließen wohl ein Zurückgreifen auf ältere Fassadenmotive zu, nicht aber einen Anachronismus in der Innenanordnung, einem Stilideal zu Liebe.

Auch jene ferneren Tage waren mit Disharmonien und Kunstkämpfen erfüllt. Aber die Macht der Überlieferung faßt die unzähligen, nach Neuerungen strebenden Einzelkräfte, nach Übergangszeiten der Gärung, immer wieder in großzügige Gesamterscheinungen zusammen, die wir historische Stile nennen.

Auch die Künstlerwelt unterstand diesem Zeitgeist, so sehr die Werkordnungen und mancher niederdrückende Zug ihr Verhältnis zum Bürgertum auch beschränkte. Und dasselbe finden wir bei den Theoretikern. Sie alle unterliegen wohl Wandlungen der Baugesinnung, die das fortschreitende Kulturleben mit sich brachte. Dies Kulturleben war aber stark genug, gleichzeitig in vielem und an vielen Orten ähnliche Neuerungsbestrebungen auszulösen und der Zersplitterung vorzubeugen. Es gab im deutschen



Abb. 167 Görlitz, Treppe im Hause Untermarkt 4, 1538¹⁾

Wohnbau keine selbtherrliche Künstlerkunst um ihrer selbst willen, kein lautes Betonen individueller Richtungen, wie heute, sondern Künstler und Theoretiker fanden im Bürger- und Handwerkertum starke Unterströmungen, über die sie sich nicht hinwegsetzen konnten. Das künstlerische Können und Wissen wuchs aus derselben Gesamtkultur heraus, wie die Anteilnahme und Mitarbeit der Bauherren.

Es ist in neuerer Zeit manches Zusammenfassende über die alten Theoretiker veröffentlicht worden, von Furttensch, Goldmann, Sturm bis in das 19. Jahrhundert hinein. Aus mancher Eifersüchtelei, manchem Gelehrtenstreit treten uns die Zeitströmungen jener alten Tage plastisch vor Augen. Wir sehen auch, wie um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Gelehrsamkeit, deren ästhetische Forderungen mit den jeweils modernen Errungenschaften der Technik früher in frischem Kampfe standen, langsam aber stetig das Übergewicht erhält. Wuchs der Baumeister einst aus dem praktischen Berufe des Handwerkers heraus, gehörte er als Offizier oder höherer Beamter einem

¹⁾ Nach Baer a. a. O.



Abb. 168 Ulm, Laube im Obergeschoß, Haus zu den 3 Kannen¹⁾

weiteren Wirkungskreis an, oder hatten, wie es bei Schloßbauten öfter geschah, feinsinnige oder doch eigenwillige Dilettanten tätigen Einfluß, so kam nun ein eigener Stand von geschulten Architekten auf. Der Handwerksmeister und Bürger verstanden sich beide. Der gelehrte Architekt legte aber oft gar kein Gewicht darauf, von seinem Bauherrn verstanden zu werden oder auf seine Wünsche einzugehen. So schreibt der hessische Baudirektor von Crancin 1792: „Noch immer gibt es Baumeister, wenigstens wird ihnen oft dieser Charakter beigelegt, welche die Symmetrie an Fenstern, Türen und anderen dergleichen Teilen der Gebäude nach den Betten und anderen Dingen, die sie in ein Zimmer stellen wollen, oder wohl gar nach dem mehr oder weniger Licht, das in einem Zimmer oder einer Kammer nötig ist oder auch gar nach den Beschäftigungen einrichten, die darin zur Hand genommen werden sollen.“ Die Mitarbeit der Bauherren wurde immer mehr ausgeschieden, der Zusammenhang mit den Lebenserscheinungen der Gesamtkultur, ja mit den wichtigsten praktischen Zweckforderungen ging so verloren. Die Anschauungen gewannen immer mehr Boden, daß das Wesen alter Hausbaukunst in ihren Dekorationsformen gelegen haben müsse und da die ersten Stilmachempfindungen nicht befriedigten, schritt man immer wieder zu neuen und öffnet so dem Eklektizismus Tür und Tor.

Wir aber sahen auf unseren Streifzügen, daß die gesunde, lebensfähige Hausbaukunst unserer Altvordern auf das innigste mit der Gesamtkultur zusammenhing, ja durch diese bedingt wurde. Heute wollen noch viele, wie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Gesamtkultur durch die Kunst fördern. Großes, Dauerndes, ein einheitlicher Stil kann aber, wie auch früher, immer und zu allen Zeiten, nur aus der

¹⁾ Nach Gurlitt a. a. O. (Berlin, Ernst Wasmuth A.G.).



Abb. 169 Empfangszimmer in einem bürgerlichen Wohnhause zu Wien, aus dem Jahre 1800
Nach Lehnert etc., Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes (Berlin, Oldenburg)

Gesamtkultur herauswachsen, muß von ihr getragen werden, nicht umgekehrt. Noch haben wir keine Gesamtkultur, noch gährt es allerorten und man kann deshalb nicht von der Hausbaukunst verlangen, daß sich in ihr eine einheitliche Kultur verkörpere, wo wir doch höchstens eine äußerliche Zivilisation besitzen. Aber schon sind viele Kräfte am Werke, um unserer deutschen Hausbaukunst die durch Gelehrsamkeit und hohe ästhetische Forderungen verschütteten Quellen naiven Volksempfindens wieder zuzuführen. Mag es Aufgabe höchster Kunst sein, „die Wirklichkeitsfragen gar nicht zu stellen“, „interesseloses Wohlgefallen zu erregen“, alle individuellen Besonderheiten und volkstümlichen, bodenständigen Eigentümlichkeiten zu überwinden, gesunde Hausbaukunst ist in diesem Sinne keine Kunst, denn sie ist Wirklichkeitskunst. Die Forderungen mancher Theoretiker und Künstler, Hausdenkmäler und Dokumente, Raumsymphonien zu schaffen, führen uns nicht weiter. Das Haus, der Raum ist nicht da zum interesselosen Genießen, er umschließt kein Traumleben, sondern lebendiges Leben, das seine Forderungen stellt. Und wir sahen, wie feinsinnig die Alten die praktische Bedürfnisfrage mit persönlicher Kunstfreude im klaren Sonnenlicht des Tages paarten. Lernen wir wieder im Geist unserer Vorfahren schaffen. Und das hieß frei von sogenannten „ewiggültigen“, äußerlich formalen Schönheitsgesetzen, das hieß eigenartig unbefangen, ohne antiquarische Liebhaberei, aber in Fortentwicklung gesunder Tradition. Die Wege zur Hausbaukunst führen über das Kultur- und Seelenleben unseres Volkes und deshalb kann jeder mitarbeiten an der Wiederbelebung einer guten Baugesinnung. Gerade das sogenannte Laienelement, was es in den guten Zeiten des Hausbaues gar nicht in dem Sinne gab, die Mitarbeit des Bürgertums ist das Wichtigste. Lehren wir es, die Hausbaukunst wieder zu lieben, die steinerne Sprache unseres Volkes, die unserem öffentlichen und unserem Familienleben Ausdruck verliehen hat. Gewinnen wir das Bürgertum in freudigem Gemeinschaftsgefühl wieder zur Mitarbeit, erst dann werden Gauen und Städte zu uns sprechen, landschaftlich eigenartig, heimatfreudig, bürgerstolz und auch als Ausdruck einer künstlerisch erwachenden Zeit.

BIBLIOTEKA POLITECHNICZNA
KRAKÓW

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



III-306634

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



10000300136